

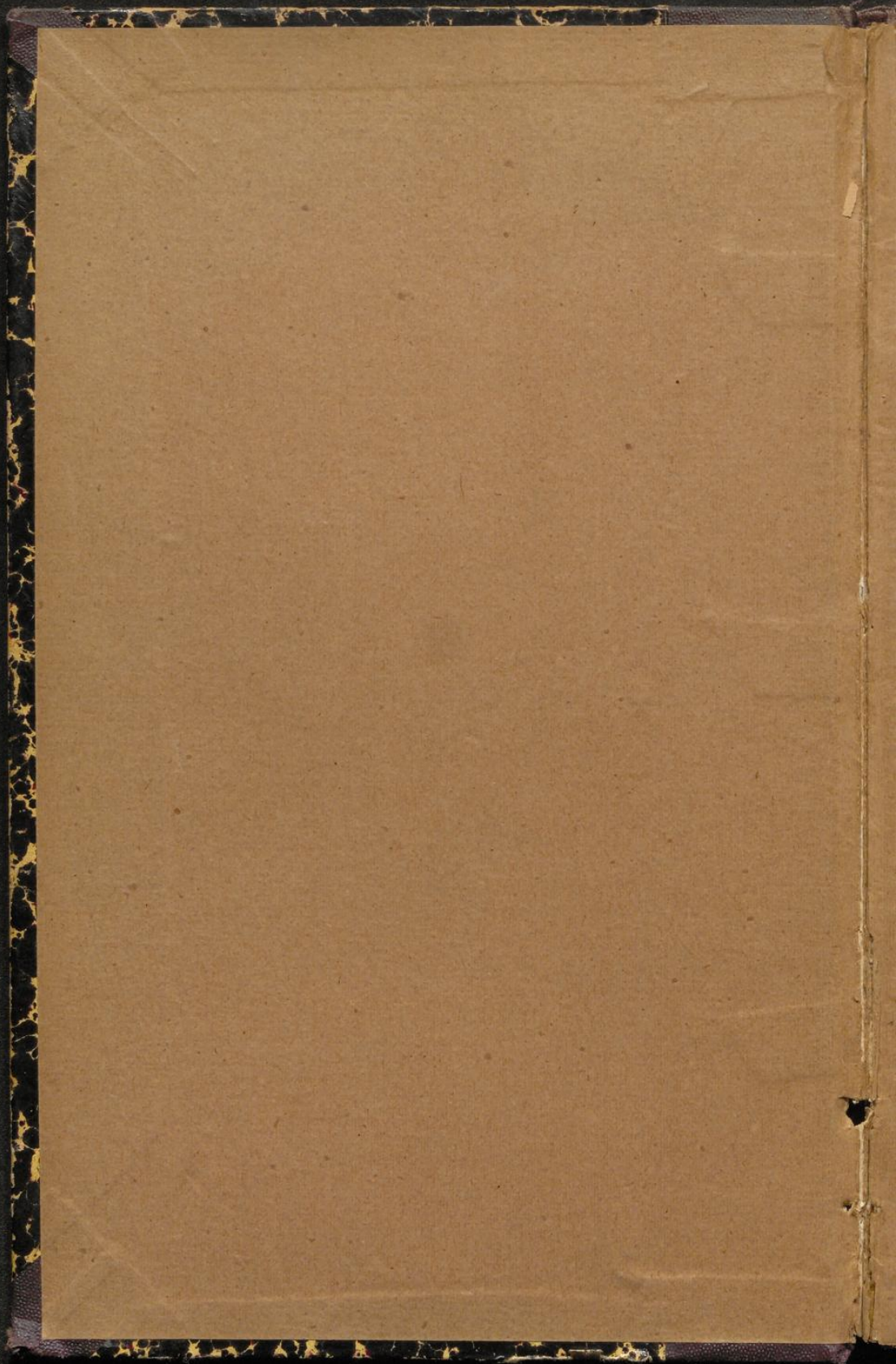
Wiener Stadtbibliothek

11

41528

A















**Großstadt-Dokumente**

**Das goldene  
Wiener Herz**

von

**Max Winter**

G. h.

**Band 11**

**Mark 1.**



Die bedeutendste poetische Schilderung  
des Völkerkrieges 1870/71.

# Der große Krieg

Romanzyklus in 4 Teilen oder 8 Bänden von

**Paul und Viktor Margueritte**

Einzig autorisierte Ausgabe von **U. Fricke.**

**I. Der Untern. II. Die Stücke des Schwertes.  
III. Brave Kerle. IV. Die Kommune.**

Jeder dieser vier Teile besteht aus zwei stattlichen Bänden à Mk. 2,50  
brosch., Mk. 3,50 gebd. Das ganze Werk (4 Teile komplett in 8 Bd.)  
kostet Mk. 20,— brosch., Mk. 28,— gebd.

## Aus Urteilen der Presse:

„Nicht der Dekadence, nicht der Haupt-  
nissischen Wbrase, nicht der Stifant legendaren  
Schwulstes gehören diese Männer an, sondern  
einer aufwärtsstrebenden Richtung, welche der  
Selbstbestimmung einer Nation auf den edleren  
Kern ihres Empfindens und Denkens dient.  
In wahrhaft erschütternder Weise wird  
das Eingreifen des Kriegs in das Seelen-  
leben einer im Grunde edeln, der beherrschenden  
sittlichen Macht verlustig gegangenen  
Nation geschildert.“

Staatsanzeiger Stuttgart.

„Ein französisches Werk über das letzte  
große Völkerringen, ein Werk, das mehr als  
die bisher erschienenen objektiv und zugleich  
ein modernes literarisches Kunstwerk sein will,  
darf nicht nur in seinem Heimatlande, wo es  
bereits in mehr als 120.000 Exemplaren ab-  
gesetzt worden ist, Interesse beanspruchen,  
sondern mindestens ebensoviel bei uns, die  
wir darin einen hochinteressanten Beitrag zur  
Zeitgeschichte erblicken können.“

Sächsische Schulzeitung.

„Es ist ein kühneres und eigentlich, wie-  
wohl die Deutschen in dem Buche keineswegs  
freundlich und gerecht bedacht sind, für die  
Franzosen geradezu frohloses Gemälde.“

Rheinische Volkszeitung.

„Die Darstellung ist ungemein farbig,  
dramatisch bewegt; sie reißt den Leser hin  
und gibt ihm mit ihren feinen, reichen Details  
Belehrung, die er in sehr gelehrten Werken  
nicht findet.“

Züricher Post.

„Die Schilderung einzelner Episoden  
kann als klassisch bezeichnet werden.“

Norddeutsche Allgemeine Zeitung.

„Das Streben der Autoren geht bis ins  
Detail nach Wahrheit. Bittere, traurige  
Wahrheiten. Wären sie vom deutschen Munde  
gelaugt worden, man würde von einem  
Tendenzwerke sprechen.“

Danzers Armees-Zeitung, Wien.

„... Ein interessantes Dokument für  
die selbstgebildeten und geistig hochstehenden  
Franzosen innewohnenden extremen Urteile  
über uns Deutsche.“

Georg Münde-Bonnet im Literarischen  
Centralblatt in Leipzig.

„... ein Werk von kulturgeschichtlicher  
Bedeutung...“

Allg. Deutsche Universitäts-Zeitung, Berlin.

„Ein zartes Liebeslied klingt leise an,  
wenn der Kanonendonner schweigt, und gibt  
dem von Schlachtenlärm und Kriegseisen-  
schaft erfüllten Buche zugleich Tiefe und Stille.“

Die Woche, Berlin.

„Die Verfasser haben ihren Stoff an den  
Quellen außerordentlich genau studiert, so  
genau, daß die Schilderungen eine Art per-  
sönlicher Note besitzen, als rührten sie von  
einem Augenzeugen her.“

Hamburger Fremdenblatt.

„Wir haben es wirklich mit einer Ge-  
schichte des Krieges zu tun, die Boeten  
geschrieben haben, Männer, die Historiker und  
Offiziere, vor allem aber Dichter und  
Patrioten sind.“

Morgenpost, Berlin.

„So sehr, geradezu generalstabsmäßig  
auf die Autoren über alle, auch die kleinsten  
Details der Kriegsvorgänge unterrichtet sind,  
so hertraut, mit den seelischen Vorgängen  
erweisen sie sich.“

Leipziger Tageblatt.

Zu beziehen durch alle Buchhandlungen.

Verlag von **Hermann Seemann Nachfolger**  
Berlin und Leipzig.



==== **Großstadt-Dokumente** ====

---

Band 11. Herausgegeben von Hans Ostwald Band 11.

---

Das  
goldene Wiener Herz

VON  
MAX WINTER

3. Auflage



Berlin und Leipzig  
Verlag von Hermann Seemann Nachfolger G. m. b. H.



Y. N. 62715.

Band 1—10 der Großstadt-Dokumente behandeln folgende Themata:

1. **Dunkle Winkel in Berlin** 2. Aufl.  
von Hans Ostwald.
2. **Die Berliner Bohème**  
von Julius Bab.
3. **Berlins drittes Geschlecht** 5. Aufl.  
von Dr. Magnus Hirschfeld.
4. **Berliner Tanzlokale**  
von Hans Ostwald.
5. **Zuhältertum in Berlin**  
von Hans Ostwald.
6. **Sekten und Sektierer in Berlin**  
von Eberhard Buchner.
7. **Berliner Kaffeehäuser**  
von Hans Ostwald.
8. **Berliner Banken und Geldverkehr**  
von Georg Bernhard.
9. **Aus den Tiefen der Berliner Arbeiter-  
bewegung** von Albert Weidner.
10. **Berliner Sport** von Arno Arndt.

Preis pro Band 1 Mark.

Von Hans Ostwald ist ferner in 2. Auflage erschienen:

**Berliner Nachtbilder.**

Preis brosch. Mk. 1,—, geb. Mk. 2,—.

Zu beziehen durch alle Buchhandlungen. ☉ Verlag von  
Hermann Seemann Nachfolger, Berlin SW., Tempelhofer  
Ufer 29.



Alle Rechte vom Verleger vorbehalten.  
Druck von F. Harrwig Nachfolger,  
G. m. b. H., Berlin SW., Friedrichstr. 16.



## Im Wöchnerinnenheim

In der Knöllgasse in Favoriten, abseits von der Triester Reichsstraße, über die zur Zeit der Bauaison Ziegelwagen um Ziegelwagen von abgemagerten Säulen nach der Stadt geschleppt wird, befindet sich das Wöchnerinnenheim des Vereins „Lucina“, das bedürftigen Ehefrauen zur Zeit der Niederkunft und des Wochenbettes Aufnahme und Verpflegung gewährt und gleichzeitig Frauen und Mädchen zu geübten Pflegerinnen heranbildet.

Dorthin führt mich der Weg.

Der Anstaltsleiter Dr. Klein ist mein Führer durch das Heim, dessen Besichtigung vor allem einen Eindruck in mir zurückläßt: Alles ist peinlich rein und den Anforderungen moderner Hygiene entsprechend. Das Wöchnerinnenheim ist eine Musteranstalt im kleinen. Mit seinen zwanzig Betten Belegraum kann es natürlich nicht entfernt dem Massenansturm genügen. Es ist nur ein bescheidener Anfang, eine Illustration etwa, wie es sein sollte und in einer vernünftigen Gesellschaft auch wäre, in einer Gesellschaft, in der die öffentlichen Gewalten es nicht der immer unzulänglichen Privatwohltätigkeit überlassen, jene Wohlfahrtseinrichtungen zu schaffen, die zu errichten die Pflicht der öffentlichen Gewalten, insbesondere der Verwaltung der Millionenstadt wäre. In unserer heutigen Gesellschaft ist das natürlich anders. So wenig die Kommune Wien für die Rettung Verunglückter vorsorgt,



so wenig sie einen Groschen übrig hat für die hungernden Schulkinder, für die frierenden Unschuldengel, so wenig sie Obdachlosen ein Bett und Kranken Pflege bietet, so wenig sie Volksbüchereien, Badeanstalten, Kinderspiel- und Eislaufplätze, Knabenbeschäftigungsanstalten — und wie sie alle heißen, diese unentbehrlichen Wohlfahrtsinstitute —, so wenig die Kommune Wien diese Anstalten errichtet, ebensowenig hat sie für die Wöchnerinnen übrig, die in einem dumpfen, feuchten Gelaß oft, und nicht selten in einem Bett, das sie mit ihrer Familie teilen müssen, bar jeder Pflege der schweren Stunde entgegensehen.

Das aber ist das Schicksal der Frauen, die im Wöchnerinnenheim „Lucina“ Schutz suchen und, solange der Platz reicht, auch finden. Die wohlhabenden Frauen, die den Bettelsack für dieses Heim schwingen, besorgen auch die Erhebungen über die Lebensschicksale der Bewerberinnen. Was sie da sehen und in den Fragebogen niedergelegt haben, gibt einen tiefen Einblick in das soziale Elend dieser Familien.

Blättern wir in den Auskunftsbogen!

Da sucht die Frau eines Hilfsarbeiters der Kommune Wien Hilfe. Der Mann verdient „nur bei schönem Wetter“ 2 Kronen täglich. Regnet es, so kann er hungern und mit ihm seine Frau und sein dreieinhalbjähriges Kind. Alle drei schlafen in dem einzigen Bett, das die Familie besitzt. In diesem müßte die Frau auch niederkommen. Sie ist überglücklich, in dem Heim ein reines Bett zu finden, ärztliche Hilfe, Bäder, entsprechende Kost, Ruhe, genügend Luft und die nötige Pflege. Alles dies hätte sie daheim entbehren müssen.

Ein beschäftigungsloser Schneidergehilfe und seine Frau, die sich, solange es geht, als Wäscherin einige Kreuzer verdient, sind das nächste Paar. Sie



haben fünf Kinder und alle sieben zusammen — drei Betten.

Ein Bett haben der Schwerkutscher, seine Frau und sein dreijähriges Kind. Er hat wohl 24 Kronen Wochenlohn, muß davon aber sein Leben auf der Gasse bestreiten. Von 5 Uhr früh bis 10 Uhr nachts ist er auswärts. Seiner Frau kann er kaum einige Sechserln täglich geben, und pflegen kann sie der hundemüde Mann, der 16 bis 17 Stunden täglich arbeitet, nicht einmal bei Nacht.

Ein Drechslergehilfe, der 14 bis 16 Kronen in der Woche verdient, teilt mit seiner Frau und seinen vier Kindern im Alter von 3 bis 16 Jahren — zwei Betten. Wo soll da die Frau entbinden?

Der Reservist als Vater ist der nächste. Am 25. August mußte er zur Waffenübung, am 26. August „schenkte“ ihm seine Frau im Wöchnerinnenheim den ersten Jungen. Sie hätte niemanden gehabt, der ihr in der schweren Stunde beigegeben wäre, und auch kein Geld hatte sie, um sich die Hilfe zu bezahlen.

Wie kann ein Cabskutscher mit 14 Kronen Wochenlohn seine Frau und seine fünf Kinder ernähren und die Entbindungskosten für das sechste Kind bestreiten? Gar nicht. Er ist auf die öffentliche Hilfe angewiesen. Wo soll die Mutter niederkommen, da sie ihr Bett doch mit zwei Kindern teilt?

Ein arbeitsloser Schuhmachergehilfe, dessen Kind erst die Diphtheritis überstanden, ist der nächste Familienvater, der hier für seine Frau eine Zufluchtsstätte sucht. Von der Nähmaschine weg kam eine andere Mutter, die in dem engen Daheim drei Kinder hat. Ein Postdiener mit 60 Kronen Monatslohn mußte zu Bett gehen, sein siebzehn Monate altes Kind versorgte der Verein „Lucina“, und die Mutter fand in dem Heim







körben die künftigen Mehrer des Glends, die Neugeborenen, sorgfältig beobachtet und behütet von den Pflegerinnen, die lautlos ihres Amts walten. Ein Schimmer von Glück leuchtet aus den Augen der Proletarierfrauen, da der Arzt zum Bett tritt und die Wünsche jeder einzelnen anhört. Nur eine beginnt zu weinen. Sie hat schwere Sorge. Ihr zweitältestes Kind ist an Masern erkrankt und liegt hilflos daheim, während sie hier noch fünf Tage ans Bett gefesselt ist. Sie bittet den Doktor, sie ziehen zu lassen. Der tröstet sie, beharrt aber darauf, daß sie ihre vollen zehn Tage in den Wochen liege.

„Es wird sich schon eine Nachbarin finden, die sich einstweilen des Kindes annimmt.“

„I kenn niemand im Haus. Mir san erst einzogen. Mei Mann weiß sich scho gar kan Rat.“

Gäbe es in Wien schon ein kommunales Kinderhospital, dann wäre diese Mutter vielleicht schon ihrer Sorge enthoben. So aber liegt sie in Sorge und Qual auf ihrem Lager und sinnt und sinnt den ganzen lieben Tag dem Glend ihres Kindes nach, dem sie doch nicht helfen kann . . .

Wie im ganzen Hause, so ist auch in der Küche alles peinlich sauber. Die Verwalterin richtet eben den Mittagstisch für die Wöchnerinnen an: eine vielleicht etwas zu dünne Griesuppe, genügend Siedefleisch mit schmackhafter Zwiebelsauce und Erdäpfeln, dazu ein Stück Brot oder eine Semmel. Zubereitet ist alles gut, und die Portionen sind so ausgiebig, daß man satt davon werden kann. Auch davon konnte ich mich überzeugen.

\*  
\*  
\*

Als ich mich eine Stunde später durch den Kot der Davidgasse durchgewatet habe und vor der neuen Antonstirche stehe, da muß ich des Kampfes gedenken, den das



Heim heute noch mit den Kooperatoren hat. Das Wöchnerinnenheim hat wohl eine geweihte Hauskapelle, die Kinder müssen aber in die Kirche zur Taufe gebracht werden, da die Kooperatoren für jede Haustaufe Zahlung und einen Wagen begehren — Gelder, die das Institut auf der andern Seite nützlicher verwenden kann und muß, will es die erbettelten Kreuzer ganz ihrer Bestimmung zuführen: der Pflege armer Wöchnerinnen. Wie leicht könnten die Herren vom Antonplatz einen Turnus einführen, wonach abwechselnd jede Woche an einem bestimmten Tage einer der Priester hinüberginge? Wie leicht . . . und doch tun sie es nicht und setzen lieber die armen Kinderchen der Gefahr einer Verführung aus. Was würde wohl Christus sagen, wenn er seine Lehre der Menschenliebe in solche Taten umgesetzt sehen würde, und zwar gerade von denen, deren Pflicht es ist, seine Lehre zu verbreiten und ihm nachzuleben? Die Kaufleute jagte Christus aus dem Tempel: würde er solche Priester in der Kirche lassen?

## Vor und in der Wärmestube

Einen Tag obdachlos, arbeitslos und hungrig sein, so wie die anderen . . . das wollte ich mitmachen. Ich zog mir also wieder einmal meinen Elendsfrack an und pilgerte in den X. Bezirk hinaus. In dem müden, trägen Schritt eines Menschen, der nach vergeblicher Arbeitsuche heimkehrt, oder dem Heimatsgefühl des Obdachlosen folgend, wenigstens in den Bereich des Bezirkes zurückstrebt, wo er — der nun Obdachlose — seine letzte ständige Wohnung



hatte, in diesem Schritt schleiche ich die Himbergerstraße hinauf bis zum Bürgerplatz. Dort beginnt die Buchsbaumgasse, an deren Ende mir das Ziel winkt: eine Schale Suppe und ein Brot. Mir und den anderen, die das Elend zwingt, die gleiche Straße zu wandern.

Ein Tramwaykondukteur in neuem Uniformmantel kommt mir entgegen: Ein großer, stattlicher Mann mit kurzgestutztem, schwarzem Vollbart. Auch ein Proletarier! Bis dahin habe ich in einem Tramwaybediensteten nie etwas anderes gesehen. Und jetzt lerne ich plötzlich . . . nicht etwa nur begreifen, nein, fühlen lerne ich es, wie begehrenswert Tausenden die Elendsexistenz eines Tramwaykondukteurs erscheinen muß. So habe ich einen Tramwaymann noch nie vorher gesehen . . . so, als Menschen, der in halbwegs geordneten Verhältnissen lebt, warme Kleider hat und nun nach dem Essen — es ist etwa halb 12 Uhr — die Pfeife im Mund in den Dienst geht. So nie! Kann das Kleid, in dem ein Mensch steckt, so starke Vorstellungen erwecken, daß man nicht mehr nur denkt, sondern fühlt, empfindet, so wie einer, der auch in Lumpen gehüllt ist? Ist es der Hunger, der diese Empfindungen zeugt? Die Schale Tee, die ich am Morgen genossen habe, hat meinen Magen wahrlich nicht beschwert, und seither sind fünf Stunden vergangen. Ich fühle, wie von dem anderen Wohlbehagen ausströmt, das Wohlbehagen des Gesättigten. Dieses Gefühl drückt mich nieder, mich, den Hungrigen. Ich verlasse das Trottoir, auf dem der andere breit geht, und stapfe auf dem Lehmboden des Strafengrundes weiter.

Da ist mein Platz.

Bin ich schon elendsscheu geworden wie die anderen alle? Kopfhängerisch schleiche ich weiter und ringe nach dem Ausdruck für meine Empfindungen. Nach einer Erklärung suche ich. Ich bin schon ziemlich weit oben in



der sanft ansteigenden Straße, als das Leben mich aus meinem Sinnen reißt. Zweihundert Schritte vor mir sehe ich eine Mädchenschar, eine unbestimmt formierte Masse zunächst, und je näher ich nun komme, desto klarer wird es mir. Der Schwall von einigen hundert Kinderstimmen dringt an mein Ohr. Jetzt hören zur Rechten die Häuser auf, ein grasbewachsener Platz liegt vor mir und mit ihm das Ziel meiner Wanderung. Mitten auf dem welligen Wiesenplan, der den stolzen Namen „Buchsbaumplatz“ trägt, steht ein ebenerdiger Rohziegelbau: die Wärmestube. Einige vergitterte Fenster, dazwischen eine Tür mit einer Ankündigungstafel aus Blech darauf und am rechten Ende des Hauses wieder eine Tür. Darauf steht: Eingang für Männer. Das alles sehe ich erst später. Jetzt ist meine ganze Aufmerksamkeit von den Kindern in Anspruch genommen.

Zu beiden Seiten des Hauses hat das Elend lebende Flügel angebaut. Links einen farbenbunten Flügel zerlumpter Mädchen, rechts einen, gebildet von einer Knabenschar, die im Kampfe ums Brot hin- und herwogt. Die Stärkeren behalten hier Recht. Anders bei den Mädchen. Da müssen sich die Vordersten nicht gegen den vorwärtstreibenden Haufen stemmen, wie drüben die zwei Buben, die in der ersten Reihe stehen. Die Mädchen warten geduldig und ziehen nur ihre wollenen Tücher fester an, oder sie binden die Kopftücher enger, da nun der Sturm über den Platz segt und ihnen Sandkörner und Schmutz ins Gesicht wirft.

\* \* \*

Ich lehne mich an die Mauer rechts von der Hauptfront des Hauses neben einige noch nicht zwanzigjährige Burschen, die hier Posto gefaßt haben. Sie sehen gleichmütig dem Kampf der Buben zu,



Bis um halb 2 Uhr ist die Ausspeisung der schulpflichtigen Kinder. Um 12 Uhr beginnt sie. Viel kann nicht mehr dahin fehlen. Immer stürmischer wird ja die Schar und immer kräftiger müssen sich die beiden Jungen in der vordersten Reihe dagegen stemmen. Jetzt fliegt es freudig durch die Schar:

„Die Madeln kumm'n schon dran!“

Die Ausspeisung hat begonnen. Einen Moment scheint es, als sei die strammste Disziplin in der Schar. Eng aneinander gepreßt stehen regungslos die Buben. Der Herbergsvater ist auf die Straße getreten. Der erste Schub Mädeln ist in dem Männer-Eingang verschwunden, und die Buben wissen aus der täglichen Erfahrung, daß nun auch sie schubweise drankommen werden. Sie kennen den Hausbrauch. Wirklich wendet sich der Mann in der weißen Barchentjacke nun auch zu den Buben. Der Sturm fängt sich in seiner weißen Schürze, die er vorgebunden hat, und peitscht sie flatternd zwischen seine Beine. Die Kinder halten dem Wüten des Elements stand. Zwei Schritte seitlich vom Eingang hält der Zug der hungrigen Buben. Der Verwalter tritt vor die ersten zwei und überfliegt prüfend die Schar. Seine rechte Hand liegt leicht auf der Schulter des Vordersten. Ein Fingerdruck gegen die Tür zu, ein „Vorwärts!“ und die Mauer rückt vor. Die ersten zwei gehen ruhig, die nächsten ungeduldig und die dritten, von rückwärts geschoben, schon stürmisch gegen die Tür vor.

„Halt!“

Die Schar steht.

Enttäuscht blicken die zwei Vordersten den letzten Glücklichen nach, die nun in der Tür verschwinden. Sie stolpern in der Hast mehr darüber. „Vorwärts! Vorwärts!“ drängt der Herbergsvater die letzten. Dann schließt er wieder die Tür.



Raum ist er verschwunden, kommt wieder Leben in die Schar. Die Neuankommenden müssen sich rückwärts anstellen. Sie drängen nach vorn, die Vordersten stemmen sich gegen sie . . . das alte Spiel. Aber nicht alle sind so geduldig. Von beiden Seiten stürmen Buben an und suchen sich in den lebenden Wall zu drängen; die Stärkeren machen den Kleineren die Plätze streitig. Dabei wird es den Kindern warm, auch denen in Holzschuhen und den Bloßfüßigen. Es sind viele darunter. Wer aber Schuhwerk hat, dem schauen die Zehen heraus, oder die Schuhe sind ihm zu weit, oder aber die dünnen Sohlen der hohen Damenschuhe, die hier ein Junge an den Füßen hat, sind durch. Er stampft, um sich zu erwärmen.

Neben ihm steht ein kleinerer Junge, ein prächtiger Bub'. Wild wie ein junges Füllen, gelenkig wie ein Eichkätzchen und feck wie ein Spatz — so wehrt er die Angriffe ab, die ein größerer gegen ihn richtet, um seinen Platz zu erobern. Viermal hat er ihn schon aus der Schar gerissen und ebenso oft hatte der Knirps sich seinen Platz zurückeroberet. Mit allen Künsten eines tüchtigen Ringers und mit dem fecken Wagemut eines Menschen, der nicht gewohnt ist, Unrecht kampflos zu erleiden, hatte er den Größeren immer wieder weggerissen und sich an seinen Platz gestellt. Jetzt ist er wieder einmal mit ihm fertig geworden. Seine Wangen sind hoch gerötet. In kurzen Stößen atmet er.

„I sag d'r's, spiel' di net, i hau di um d' Erd', daß d' gnuä hast.“

„Du? Wem willst denn du um d' Erd' hau'n? Wem? Du, du Nasen du . . .“

Der Größere fährt ihm mit dem Zeigefinger von unten herauf über die Nase.

„Fahr' a' da, i sag' d'r's,“ droht der Kleine wieder. Da packt ihn schon der Große, und wie im Wirbel



drehen sie sich einigemale herum. Jetzt wälzen sie sich auf der Erde. Der grüne, durchlöchernte Lobenhut des Kleinen kollert neben sie. Der Große bleibt Sieger. Ehe der Kleine wieder auf den Beinen ist, hat er sich in die Reihe geschmiegt. Der Knirps packt seinen Hut, schiebt ihn unter den linken Arm und stürmt auf seinen Gegner zu. Ehe der es sich versteht, hat er ihm den Hut vom Kopf gerissen und in die Luft geschleudert. Der Sturm bläst eben mit vollen Backen über das Feld. Der Größere überlegt kaum eine Sekunde.

„Li, g'freu' di!“ Damit jagt er fort, dem Hut nach, mit dem der Wind auf dem Pflügendrund der Straßen, die das Feld begrenzen und durchziehen, sein Spiel treibt. Mit dem nächsten Schub ist auch der tapfere Kleine an der Futterkrippe.

\* \* \*

Wir Männer sind auf die Straße getreten und beobachten von hier das Kampffspiel der Buben. Der Kampf der Buben bringt auch uns näher.

„Dö Kinder, wann s' nur bei all'n ihna Hez hab'n“ — so bahne ich ein Gespräch mit dem mir zunächst stehenden Glend'sbruder an.

„Wenigstens g'frieren s' net an, da heraußt bei der Kälten!“

„Da hast d' recht. Im Winter werd'n s' es erscht g'spürn, dö Kinder. So a Stund' stehn um a Schalerl Supp'n! Dö wiss'n aa schon, was das Leb'n hast.“

„'s hat aa schon zwa Stund' dauert, bis alle Kinder a'g'speist waren. 's Glend is halt zu groß.“

„Oder sag' m'r so: Die Wärmestub'n san z'flan. Da sollt' do a g'heizter Warteraum sein, in dem si alle Kinder ansammeln könnten. 's thät uns aa wohl, wann uns der Wind net so durchblähdern tät.“



„Platz war' eh gnua auf dera Stanerwiesen.“

„Platz schon,“ mengte sich jetzt ein Dritter, ein Bierziger mit blondem Schnurrbart, ins Gespräch, „aber halt die „Marie“.“<sup>1)</sup>

„Ja, müaß'n denn alles die reichen Juden mach'n?“ falle ich ihm ins Wort, „mir leb'n do Gott sei Dank in aner christlichen Stadt. Soll der Herr Rueger mit der „Marie“ aussprechen. Für dö armen Hund, dö in d' Wärmstüb'n gehn, is a jeder Kreuzer quat ang'wendt.“

„Hör m'r auf mit Wean,“ ergreift jetzt wieder der erste, der eine Brauerkappe trägt, das Wort. „Seit'n November renn i scho alle Tag in d' Arbeitsvermittlung und hab no ka G'schäft.“

„Was bist d' denn?“

„A Binder. Bei mein' G'schäft is nix, dös waß i ja — aber i nimn do, was 's is — aber net an anzigen Platz hab'n s' m'r no geb'n.“

„Wie is 's denn mir gang'n?“ erzählt der Blonde, „in ganzer Summ'r hab i ka recht's G'schäft net kriagt, bis i auf d' ganze Weanastadt pfiff'n hab und furtgang'n bin.“

„Wo warst d' denn?“

„Seunt kumm i von Korneuburg.“

„Ah, bist d' auf d'r Walz<sup>2)</sup>?“

„Was denn? Was hab i denn herin? Soll i vielleicht zu die „Böhmischen“ oder zu die „sieb'n Schaffeln“ papeln geh'n um a Klostersupp'n? Ka urnd'tliche Arbeit gibt's ja net.“

„Warum bist d' heut denn einakumma?“

„I ras ja Na'mittag scho wieder weiter. Auf

<sup>1)</sup> Das Geld.

<sup>2)</sup> Wanderschaft.



Mödling. Jetzt hab i dö Seit'n scho wieder frei. I hol m'r nur mei Supp'n und dann geh i. I hab in der Beanastadt nix mehr verlurn. Zwaazwanz'g Fahr hat s' mi für Narrn g'halten."

„Mser, da is dö Wärmestub'n so g'wiß quasi d' Verpflegsstation Wien?"

„Da hast d' eh recht. Da gibt's wenigstens a Erbsensupp'n, und du brauchst kan „Taxameter“. Und beim Magistrat wirst d' höchstens verschütt."

\* \* \*

„Geht's denn net furt von da, Bub'n, hint' anstell'n. Druckts da net von der Seit'n eini.“ Der Verwalter ist wieder einmal mit den Buben beschäftigt. Nengstlich wie die Schafe in der Herde drängen sich die Kinder zusammen. Einer steht außerhalb der Linie. Der Verwalter zieht ihn weg, gibt ihm einen Klaps auf den Hintern, einen kleinen „Schupfer“ und ruft dabei: „Hint' anstell'n hab i g'sagt.“

Der Junge läuft davon.

Bei der Drängerei, die es während dieser Szene gibt, wird ein etwa vierjähriges Bublein ausgestoßen und steht nun hilflos neben der Schar. Da kommt ein zwölfjähriges Mädcl mit einem Kinde am Arm auf ihn zu, reißt ihn am Rockragen weg und herrscht ihn an:

„Mit dir hat m'r allerweil sei G'frett.“

Dabei stößt sie ihn mit ihrem Knie in den Rücken und so vor sich her.

„Nimmermehr nimm i di mit. Lass' di net auffi-druck'n. Nachher blagt 'r . . .“

Puff um Puff trifft den Rücken des armen Kindes, das zu schwach ist für diesen Kampf ums Brot und nun kläglich weint. Die Wut der Aelteren wird dadurch noch gesteigert.



„Was blayt d' denn? Durt stell di hin.“

Sie zerrt ihn wieder zu der Bubenschar und stellt ihn seitlich an. Dann geht sie rasch weg.

Eine Sekunde lang steht der weinende Bub da, dann läuft er ihr nach. Sie hat sich mittlertweile mit dem zweiten, etwa zweijährigen Kinde, das sie am Arm trägt, zu der Mädchenschar begeben. Auch sie muß ja zur Schule, und es ist schon 1 Uhr.

Berzweifelnd stößt sie den Buben weg.

Es nehmen sich nun einige Weiber seiner an.

„Was stößt denn dös Mensch den Buam so? Is dös a „G'hörtsi?“ . . . Kumm her da, Klaner. Da stell di her.“

Eine vermunnte Glendschwester schiebt ihn in die erste Reihe der Buben, und da der Verwalter kommt, legt sie ein gutes Wort für den Buben ein.

„Die Klan' kumm'n später, jekt kumm'n nur Schulkinder d'ran.“

„Machen S' mit dem halt a Ausnahm',“ — menge ich mich ins Gespräch — „er is so g'schreckt und sei' Schwester haut 'n no'.“

Dabei schiebe ich den Jungen in die Reihe, und er ist endlich erlöst von seiner Pein.

Gleich darauf bekommt ein anderer Junge, der stürmisch vorwärts drängte, vom Verwalter einen Schlag auf den Rücken.

„Was hab i denn tan?“

„Schau, daß d' weiter kummst und kumm m'r nimmer zua . . .“

„Vorwärts! Halt!“ Diese beiden Kommandos gelten schon wieder der Schar. Kurz ist die Justiz! Der Ausgestoßene geht heulend zur Mädchenseite hinüber. Vielleicht hat er dort seine Schwester stehen, der er sein Leid klagen will.



„Da g'hört a Regiment dazua zu die Bub'n. Wie's nur Staner schmeiß'n, dö Mistbub'n.“ Dieser Ausruf des Verwalters gilt einigen Buben, die sich abseits auf dem schönsten öffentlichen Plage Wiens, dem Buchsbaumplatz, mit Steinwerfen die Zeit bis zur Suppe vertreiben.

„Da brauchet m'r den Glaserer alle Tag im Haus.“  
Damit verschwindet er wieder in der Thür.

\* \* \*

In der Rudlichgasse, die den Platz zur rechten Seite abschließt, ist ein Kohlenwagen stecken geblieben. Gleich darauf versinkt ein zweiter Wagen, der von schweren Pferden gezogen ist, in den Lehmgrund. Was sich auch die Pinzgauer mühen, es ist umsonst. Sie heben den Wagen, der hochauf mit Brettern beladen ist, wohl aus der Lehmfurche, aber weiter geht es doch nicht. Eine rasche Verständigung, und die beiden Kutscher helfen einander aus. Diese Szene lenkt die Aufmerksamkeit meiner Kameraden von der Wärmestube und den Kindern ab und sie reden nun von ihren Erfahrungen und Beobachtungen, die sie mit Pferden und auf den Wiener Straßen gemacht haben. Jeder von ihnen war schon Kutscher. Auch der Binder. Er ist in Diensten des städtischen Gaswerkes gefahren und gibt freudestrahlend eine Erinnerung zum Besten. Auf dem Geißelberg in Simmering hatte er einmal auf Aufforderung eines „fein gekleideten Herrn“ Vorspanndienste geleistet und dafür zwei Gulden Trinkgeld erhalten! Das war ein Leben! Das hätte er alle Tage brauchen können zu seinem „Gulden zehn Kreuzer“ Lohn, den er von der Kommune Wien erhielt.

Gleich darauf belebt sich der Platz mit Ochsen. Durch das äußerste Favoriten werden die Ochsen vom



St. Marger Viehmarkt hinüber in das Meidlinger Schlachthaus getrieben. Und gerade diesen schönen Platz quert die grundweiche Straße, auf der das Vieh vorübergetrieben wird. An Montagen wenigstens, und heute ist Montag. Wie, wenn sich eines aus der Herde einmal löslöst und gegen die lärmende Kinderschar anstürmt, die dort im Kampf ums Brot zwei Stunden lang ausharrt? Ist das die geeignetste Viehtriebstraße, wenn man das Vieh überhaupt durch die Straßen der Stadt treiben muß? Kennen denn die Herren im Magistrat so gar nicht die Stadt, die sie verwalten sollen, oder dünkt ihnen die Verantwortung so leicht, weil es — nur Proletarierkinder sind, die von den Ochsen gespießt oder niedergetreten werden könnten? Oder wollen sie für einen Unfall die Ochsen von St. Marx verantwortlich machen?

Endlich ist die Kinderschar befriedigt. Hinter dem letzten Schub hat sich die Tür geschlossen und nun stürmen von links die Weiber, von rechts die Männer an. Der Verwalter öffnet die Tür.

„Berst kummt a Partie Weiber, dann kummen Männer. An' Gang frei lassen!“

Er steigt von der Türstufe herab und geht in gerader Richtung in den Haufen. Vor seinem Schritt öffnet sich eine Gasse. Wir weichen zurück, um den Gewaltigen nicht zu erzürnen. Wenn er auch im allgemeinen einen gutmütigen Eindruck macht und seine handgreifliche Ordnungsmacherei unter den Kindern nicht allzu streng beurteilt werden darf, in Konflikt möchte keiner mit ihm kommen. Wir drücken uns also noch mehr zusammen und stehen festgepreßt wie die Heringe. Ein Dunst von alter Wäsche und alten Kleidern sammelt sich über uns. Mein Hintermann zur Linken wird unruhig. Er ist ein runzeliger Alter. Sein weißer Kaiserbart erzählt mir von seiner patriotischen Bergangenheit.



„Drängts net gar so, m'r kann si ja schon gar net mehr rühr'n.“

„Benigstens is 's warm. I bin schon urndt'li ausg'frur'n,“ antworte ich ihm.

„Ja, warm is 's schon, aber i steh do net gern so gedrängt, m'r kann zu leicht was kriag'n.“

„Na, so g'fährli wird 's do net sein?“

„I wünsch d'r 's net, was i da scho kriagt hab,“ klärt mich der Binder auf, „i net. I hab g'laubt, mei' Bettfrau frist mi', wie i amal von da zwa z'haus bracht hab. Wann m'r da net g'schwind dazuschaut, bringt m'r s' aa glei net weg aa . . .“

Dann kommt die Rede auf das Lieblingsthema aller Arbeitslosen, auf den Schnee.

„Der Wind bringt nix Guats. Wir kriag'n an Regen“ prophezeit der eine und der andere denkt dabei gleich mit Schrecken an sein schlechtes Schuhwerk:

„Fix Laudon, meine Schlapsen san eh scho wie a Rudelsieb.“

„Wann nur an Schnee kummet,“ wünscht jetzt ein Tische, „wann nur kummet vur Neujahr, dann mecht me wieder wünsch'n geh'n. Hargott, vurig's Jahr, da hob mes schön truf'n. Da fans mi wünsch'n gang'n als Straßentehre von ane Wirtshaus ins and're, und g'suff'n hab me! G'suff'n! Do an halben Liter, durt an Viertel, na daß höche nimmer gett! Su an Kaufsch hab i scho lang net g'habt.“

Ein breites Lachen freudigsten Zurückerinnerns umspielt seine Lippen.

Der Binder erzählt, wieso er eigentlich so heruntergekommen ist. Er war im Sudhaus einer Brauerei untauglich geworden, da er die große Hitze nicht mehr ertrug, und war dann zum Verladen verwendet worden. Dabei holte er sich den Vef fürs Leben. Er ist tuberkulos.



„Da fehlt's!“ Damit klopft er auf die Brust, „das Deuschl is hin. Wann i heut so a schwere Arbeit machen müßt, wo kommet i da hin. In vier Wochen wär i auf der Britsch'n.“

Etwas später bekommt er einen Hustenanfall und überschüttet uns mit dem Bazillenregen. So kommt die Tuberkulose ins Volk.

Gut eine halbe Stunde stehen wir schon in drangvoller Enge und das Tor will sich nicht öffnen.

„Wia lang die Weiber wieder brauch'n. Mir war'n scho längst wieder alle herauf.“

„Wir hab'n aber do a fane Kinder mit. Hast die Weiber g'fehn? Mit vier, fünf Kinder san f' eintgang'n. Bis die alle abg'füttert san, dauert's a Weil.“

„Na, aber gar so lang braucht's net z' dauern. Mir hängt scho der Mag'n auffi. I hab seit Korneuburg kan Biss'n drunt.“

„Tröst di, mir geht's aa so. I g'freu mi aa scho auf den Bims<sup>1)</sup> . . . Du, wannst du früher auffakommen solltest, wartst auf mi. I geh mit dir nach Mödling.“

„Is m'r recht, brauch i net allan z'hatschen,“ sagt darauf der blonde Walzbruder, und unser Bund ist geschlossen.

\* \* \*

Inzwischen war es halb 3 Uhr geworden. Mein Magen grollte schon erbärmlich ob der Vernachlässigung. Endlich öffnete der Verwalter die Tür und wir wurden eingelassen. Wir stolpern über die Stufe in das Innere der Wärmestube. Nach zweieinhalb Stunden stehen im Freien, ganz durchfroren und angeslogen von dem Dunst des Elendshaufens — endlich Wärme und Suppen-

<sup>1)</sup> Brot.



dust, der den kahlen Raum erfüllt. Nur ein Porträt des Gründers der Wärmestuben, des Barons Königswarter, schmückt den mäßig großen Raum, der durch Barrieren in zwei Hälften geteilt ist.

Wärme und Suspendust! O, ihr teuer erkaufsten Genüsse! Das tut wohl!

Mit gutem Humor erwarten wir nun, bis die Reihe an uns kommt. Nochmals Gedränge. Der Verwalter hat alle Männer hereingelassen, und nun ist die eine Hälfte der Wärmestube, der Männerraum, von uns ausgefüllt. Kopf an Kopf, Leib an Leib stehen wir. Der Verwalter stellt sich auf unsere Seite der runden „Budl“, die den Koch- und Manipulationsraum von der eigentlichen Wärmestube trennt, und langt in den Berg von Brotstücken, der vor ihm auf dem Pult aufgehäuft ist. Er scheint mir nun ganz ein anderer, als früher draußen. Sein „Vorwärts! Vorwärts!“ klingt nun so freundlich.

„Vorwärts nachanand, daß was weitergeht!“ . . .

Ein Kind schreit drüben in der Frauenabteilung, in der sich nur mehr wenige Frauen befinden.

„Was is 's denn mit dem Kind!“ Er wird schon wieder nervös . . .

„Da herin darf m'r net schrein . . .“ schreit er hinüber.

Die Mutter ist ängstlich bemüht, den zweijährigen Schreihals zu beruhigen. Sie gibt ihm aus dem weißen Häferl, in dem sich die lichtbraune Erbsensuppe befindet, zu trinken. Das Kind schweigt.

Ich bin mittlerweile in die erste Reihe vorgerückt. Hinter dem runden Anrichttisch sehe ich die großen Weißblechhäfen voll mit der lichtbraunen Suppe, die so köstlich säuerlich duftet. Zwei Frauen füllen Häferl um Häferl und stellen es auf die „Budl“ vor sich. Jetzt reicht auch mir der Verwalter einen Happen hin — das Endstück



eines Brotweckens. Ich lange danach, murmelte mein „Gelts Gott!“ und gehe nun in den Frauenraum hinüber. Auf dem Wege dahin nehme auch ich, wie die andern, mein Häferl mit Suppe. Sie ist schon sehr ausgekühlt und ich kann sie sofort trinken. Ich geselle mich zu dem Walzbruder, der seine Suppe in großen Schlucken schlürft und dazu unglaublich schnell sein Brot hinunterwürgt. Da ich kein Messer bei mir habe, mit dem ich das Brot zerteilen könnte, trinke ich meine Suppe aus und gebe das leere Geschirr einem jungen Burschen, der es einsammelt. Eben will ich mich daranmachen, den ersten Bissen Brot in den Mund zu schieben, als schon ein Gehilfe der Verwalters zum Ausbruch mahnt:

„Vorwärts nachanand. Wer austrunken hat, geht!“

„Gehn m'r?“ fragt mich der Walzbruder.

„Gehn m'r halt, wann m'r si scho in der Wärme = stub'n net warmen kann.“

Resigniert füge ich mich in mein Schicksal. Draußen stehen ja noch Frauen und Kinder, die auch herein wollen . . .

Uns schließt sich ein Dritter an. Da er sieht, wie ich mich mit meinem Brot quäle, zieht er sein Messer heraus und stellt es mir zur Verfügung.

„Hast du dei Brot scho gessen?“ frage ich ihn, da er keins mehr in Händen hat.

„Na, i bring's meinen Kindern ham. Dö warten scho.“

Ich schneide mein Brot in zwei Hälften. Die eine reiche ich ihm mit dem Messer: „Da hast für deine Kinder!“ Der andere langt gierig danach . . .

Meine Rolle ist zu Ende gespielt. Als ich nun Arm in Arm mit dem Walzbruder über den Wiesenplatz gehe, kläre ich ihn auf. „Ich bin nicht der, für den ich mich ausgegeben habe, ich wollte nur einmal sehen, wie es



euch armen Teufeln wirklich ergeht. Ich möchte noch heute nachts die Obdachlosen auf dem Laaerberg aufsuchen. Wollen Sie mich begleiten?"

"Ja, warum denn net?" sagte er einfach, und wir schlugen die Richtung zum Laaerberg ein, um das Terrain noch zu rekonoszieren, ehe es dunkel wird.

## Bei kranken Proletariern

Seit einigen Jahren hat Wien einen Verein, der es sich zur Aufgabe stellt, kranken Menschen werktätige Hilfe zu bringen. Einen Tag Dienst an der Seite der Pflegerinnen des Vereins „Distriktskrankenpflege“ zu machen, war schon lange mein Wunsch. Um so lieber folgte ich der Einladung des Vorstands, als Kontrolleur ad hoc mit den Pflegerinnen von Haus zu Haus, von Krankenstube zu Krankenstube zu gehen und dabei ganz unauffällige Beobachtungen anstellen zu können. Was ich dabei sah, sei hier erzählt:

Der erste Besuch führte uns in das aus Zimmer, Kabinet<sup>1)</sup> und Küche bestehende Heim eines graphischen Hilfsarbeiters, der, unterstützt von seiner Frau, das Kunststück trifft, mit 26 Kronen Wochenlohn eine neunköpfige Familie zu erhalten. Und dabei sehen alle Kinder gut aus. Während Schwester Stefanie die Windeln des Jüngsten, des zwei Monate alten Richard, den sie vorher gebadet und frisch gebettet hatte, wäscht, nehme ich mir die übrige Gesellschaft vor: den zweijährigen Hansl, einen prächtigen, dickwängigen Jungen, der im Gitterbett sitzend,

<sup>1)</sup> Kabinet heißt in Wien ein einfensteriger Wohnraum.



mit beneidenswertem Phlegma sechs- oder achtmal eine kleine Kumpel über den Rand wirft, den gesprächigen dreijährigen Frixi, den sechsjährigen Rudi, der sein letztes sorgenloses Jahr ahnungslos verspielt, den achtjährigen Ludwig, den ein kleiner Schmerz von der Schule fernhält, und die neunjährige Anna, die heute Hausmütterchen sein muß, weil sie keine Schuhe hat. Nur der Senior, der zehnjährige Otto, ist in der Schule. Die Mutter liegt zu Bett. Lange „Wochen“ kamen über sie. Nach dem kleinen Richard war das kräftige Weib schon am sechsten Tage aufgestanden, um sich einige Tage später wieder legen zu müssen. Eine Gelenkentzündung zwingt ihr nun eine zehnmal so lange Ruhe auf.

„Am sechsten Tag schon? Das war halt doch zu früh . . .“

„Aber i bin bei kan' länger g'leg'n . . .“

„Sie sehen, einmal haben Sie es doch büßen müssen.“

„Wann i nur bald wieder auffönn!“

Jetzt hält die Schwester einen Moment inne: „Nur Geduld, Weiberl, in vierzehn Tagen können Sie schon wieder auf.“ So tröstete sie die Mutter.

„Zeit wär's. M's geht z'grund. Schau'n S' nur den Rudi an, Herr Kontrolor, der ganze Bua a Feßen. Das is unser ärgster Rutschapeter. Im Bett kann m'r halt nig machen . . . Anna!“

„Bitte, Mutter!“

„Nimm dir dein' Strickerei . . . Und der arme Mann, ganz aus der Ordnung is er schon und nig z' essen kriegt er.“

„Wer kocht denn?“

„Mit der Kost schaut's schlecht aus, dertweil i lieg' . . . Kochen muß der Große, wann er von der Schul z' Haus' kommt.“

„Der Zehnjährige?“



„Ja, der is gar brav. Wann i den net hätt' . . .“

Dann lamentiert sie wieder über ihre Hilflosigkeit:  
„I hätt mir's nie gedacht, daß es so lang möglich is,  
zu liegen . . .“

Die Schwester hatte mittlerweile die Windeln in der Küche zum Trocknen aufgehängt und nimmt nun die Blechwanne, um das Schmutzwasser auszuleeren. Dann wendet sie sich in das vom Zimmer ganz abge sonderte Kabinet, um es aufzuräumen. Alles das geschieht fast lautlos. Nur hie und da hat sie in unser Gespräch ein heiter tröstendes Wort eingemischt. Nun, da sie draußen ist, frage ich die Kranke, wie sie sich zur Schwester stellt.

„Das is a große Wohlthat. Jetzt kommt s' scho vier Wochen her, die Schwester Stefanie. I bin s' scho so g'wöhnt, daß ich s' gar nicht mehr entbehren können wer', wann i amal auf bin. Das is a Engel, die Schwester . . .“

Dann unterhalte ich mich wieder mit dem kleinen Fritzl, der mir erzählt, daß „die Wasserleitung im zweiten Stock net geht“, und dann Pläne schmiedet, was er sich um den Kreuzer kaufen wird, den ich ihm gegeben. „I kauf' mir an Wagen,“ erklärt er mir mit der Bestimmtheit, mit der er solches Spielzeug wünscht. Die Annerl lacht: „Aber Fritzl, um an Kreuzer kriegst ja kan Wagen.“ Ungläubig sieht das Blonds chädel zuerst die Schwester an, dann mich. Da ich ihm sage, daß es um einen Kreuzer keinen Wagen gibt, höchstens einen Apfel oder ein paar Zuckerln, begehrt er nach dem Apfel und drängt fortab, die Münze in Ware umzusetzen: „Gel, wir tun si gar net was kauf a? Tun wir si schon was kauf a?“ Und dabei reißt er seine schwarzen Zuckerln auf, um aus meinem Innern zu lesen, ob ich mit seinen Plänen einverstanden sei oder nicht.

Die Schwester ist mit dem Kabinet fertig geworden



und schießt uns nun hinaus, mich und den ganzen Troß, der sich an meine Schöße hängt.

Nur der dicke Hansi bleibt im Gitterbett. Er kaut jetzt an dem Deckel einer Zuckerschachtel, was ihm sichtlich viel Vergnügen bereitet.

Jetzt erst ist die Schwester auch Krankenpflegerin. Sie muß der Kranken die Beine schmieren und dann macht sie noch den Hansi rein, segt das Zimmer und läßt Luft in die Krankenstube. Zum Greifen nahe liegt der Hermannskogel vor den Fenstern. Köstlich reine Luft streicht von den Bergen herüber. Wir bekommen auch noch eine Lunge voll, da wir wieder ins Zimmer dürfen.

Die Kranke ist viel frischer. Das Bett ist gemacht, ein frisches Leibchen umschließt ihre Formen und die Rosen auf den Wangen sagen, wie wohl ihr die Luft tat.

Die Schwester schließt noch die Fenster, packt dann ihre schwarze Ledertasche und wendet sich zum Gehen. Für alle hat sie freundliche Grüße und liebe Worte, besonders für die Kranke und für das brave Annerl, das schon das Staubtuch hervorgeholt hat, um die Toilette des Zimmers zu vollenden.

Die anderen geben uns bis zur Tür das Geseite.

\* \* \*

Einem alten Bandmacher gilt unser nächster Besuch. Er ist in recht kläglichem Zustand. Seit zwei Jahren zehrt die Zuckerruhr an seinem Körper und macht ihn arbeitsunfähig. Hilflos liegt er darnieder. Um ihm Erleichterung zu verschaffen, muß er dreimal in der Woche ein Alkystier bekommen. Zu dieser Hilfeleistung kommt die Schwester. Während sie den Apparat füllt, erzählt mir der alte Arbeiter von seinem Glend.

„Noch vierzehn Tag' krieg' i das Krankengeld. Was i nachher tuan wer', weiß ich nicht.“



„Beziehen Sie es schon lange?“

„Die Kassa hat eh scho viel für mi 'tan. Zwoa Jahr' Krankengeld, und zwamal hab'n s' mi nach Karlsbad g'schickt. Aber für an' Armen giebt's ka Hilf. G'rad' wann's zum Wirken ang'fangt hätt', hab' i wieder furt müass'n. Für d' Kassa san's ja viel, so achtundzwanzig Täg', aber für mi war'n s' z'wenig. Und die lange Reise . . . Da braucht m'r scho vierzehn Täg' zur Erholung. Schadet' das der Bahn was, wann s' a Krank's im Schnellzug mitnehmet? So muaf m'r sich im Personenzug auf die Bretteln herumschupfen lassen . . .“

Noch eine Weile hadert er fort, dann wendet er sich auf die andre Seite und versinkt in dumpfes Brüten. Während ihm die Schwester Vinderung bringt, trete ich an das einzige Fenster des schmalen Kabinetts, das samt einer Küche dem alten Bandmacher nebst seiner alten Frau als Heim dient. Zehn Minuten später wandern wir wieder weiter. Die sorgfältig gereinigten Apparate sind wieder in der Tasche verpackt.

Die Alte sieht uns, zwischen der Tür stehend, nach. „Also bitt' schön, Fräul'n, kommen S' übermorgen wieder. Er is immer so selig, wann S' kummen.“

„Ich komme bestimmt, er soll sich nur brav halten.“

\*

\*

Im Ledigenheim der Jubiläumshäuser suchen wir ein Opfer des Glatteises auf. Weil die Hausbesorger die Trottoirs nicht ordentlich oder gar nicht bestreuen, muß jetzt der Glasergehilfe schon 14 Tage das Zimmer hüten. Und draußen lockt der Sonnenschein und auf dem Kinderspielplatze unten tummeln sich die Kleinen lärmend und schreiend. Auch in seinem Zimmerchen gibts Sonnenschein, aber nur ein Viertelstündchen täglich und dann noch zweimal auf wenige Minuten. Das ist, wenn



die Schwester ins Zimmer tritt, lachend und freundlich, lustig und hilfsbereit. Da hellen sich die Züge des „Einsam“ auf. Heute ist er griesgrämig. Beinahe vorwurfsvoll sagt er auf die Frage nach dem Befinden:

„Heute war der Doktor schon da.“

Den Doktor unterstreicht er im Reden. Den Nachsatz: Und Sie noch nicht, kann sich die Schwester sehr leicht ergänzen.

„Ja, heut' ist's spät geworden.“ Dabei knöpft sie schon die Vorderärmel ihres blauen Habits ab und macht sich an die Arbeit. Sie macht ein wenig Ordnung, leert das Waschbecken aus, reinigt es mit Seife, leert es wieder aus, bringt dann Wasser herein und bereitet den Umschlag, den sie dem Hilfslosen dreimal täglich auf seinen geschwollenen Arm legen muß. Das alles geht flink von statten. Der „Einsam“ folgt jeder ihrer Bewegungen. Er verliert sie nicht aus dem Auge. Während sie ihm das Hemd abstreift und den Arm in die nassen und trockenen Tücher hüllt, erzählt er ihr von den Fortschritten seiner Heilung. Die früher steife Hand kann er nun schon ohne Schmerzen bewegen.

Zum Schlusse macht sie ihm noch das Bett. Kranke Bewohner des Männerheims der Kaiser Jubiläumstiftung entbehren der Bedienung. Hätte er die Schwester nicht, er müßte das Spital aufsuchen und verlöre inzwischen seine Wohnung im Heim, da er sie nicht zahlen könnte.

Auch die Liegestatt ist bereitet.

„Möchten Sie sonst noch etwas? Haben Sie einen Wunsch?“

„Ich danke Ihnen, Schwester. Nachmittag kommen Sie doch?“

„Ja freilich. Abends auch. Soll ich Ihnen etwas mitbringen?“



„Erst am Abend werde ich Sie bitten.“

„Adieu.“

„Adieu, Schwester, also nachmittags.“

\* \* \*

Um die Ecke müssen wir noch einen Besuch in Familienhäusern der Stiftung machen. Auf der Stiege bereitet mich die Schwester vor: „Jetzt kommen wir zu zwei alten Leuten. Sie haben ganz abgewirtschaftet. Er war einmal Fiaker und hat ein Haus gehabt, und heute sind sie beide fertig. Er hat sich beide Hände abgefroren, wie er in den Wald um Holz gegangen ist . . .“

Schon treten wir ein.

„Gut'n Morgen! Na, wie geht's?“

„Schlecht geht's! Schlecht!“ sagt er und schickt sich an, aus dem Bett zu steigen. „Heut' Nacht bin i aus'm Bett g'fallen,“ meldet die runzelige Alte mit schwacher Stimme. Dann quält sie wieder ein Hustenanfall. Ermattet sinkt sie zurück.

Den Moment der Ruhe benützt er, um zu erzählen, wie schlecht es ihnen heute Nacht ergangen. Er ist mittlerweile aus dem Bett gestiegen und hat auf dem Sparherd einen siedenden Topf auf die Seite gerückt. Seine Nachttoilette ist nur durch ein schwarzes Gilet und ein graues Halstüchel ergänzt. So setzt er sich nun breitspurig in den ledernen Großvaterstuhl, den er aus besseren Tagen in sein heutiges Glend mit herübergerettet hat, und dann hebt er zu klagen an:

„Schlecht is 's m'r gang'n heute Nacht. Schlecht. Bis m'r so a Weibsbild ins Bett einhebt, wann's an auffällt, und mit solche Händ (er weist mir dabei seine beiden in Gaze gehüllten Hände vor) . . . da derlebt m'r was.“

„Wie is denn das zugang'n mit die Händ'?“



„G'frört hab' i m'r s'. Ich bin in Wald um a Holz gang'n . . . jetzt in die letzten kalten Täg'. Kalt war m'r ja; aber hätt i umkehr'n soll'n? I hab' m'r's also net g'falln lass'n; i hab' müass'n gehen. Und 's Holz hamtrag'n hab' i aa no . . .“

Ein Lächeln der Befriedigung erhellt seine geröteten Züge. Er freut sich des Sieges, den seine Rüstigkeit über feindliche Gewalten errungen hat. Wenn er auch dabei ein „Klampfl“ davongetragen hat, es wird auch das wieder gut werden. „San eh scho besser, die Finger. Aner is scho guat — nur so a eigenes G'fühl hab i . . .“ Dabei drückt er den Zeigefinger an den wulstigen Daumen, wie um mir das Gefühl zu illustrieren.

„Bamstig!“

„Ja, dös is das Richtige. Bamsti is er.“

Die Schwester hat mittlerweile die hüstelnde Alte im Bette aufgerichtet; sie frisiert sie.

„Alle Tag' kriag'n S' weniger Haar. Sie müß'n sich s' schmieren. Ein biss'l Franzbrantwein haben S' z' Haus?“

„'s wird kaner da sein.“

„I bring' morgen einen und ein frisches Leintuch. Ist auch schon notwendig . . .“

Apathisch hört die Alte der Schwester zu.

„Ganz kramaß is s' scho. Sterben will s' allerweil.“ So entschuldigt ihr Lebensgefährte ihre Teilnahmslosigkeit. „Seit ihrer Lungenentzündung hüstelt s' fortwährend und kommt net mehr recht auf die Füaß'. 's Aufstehn is ihr die größte Plag'.“

„Ich hab' der Frau was mit'bracht, daß sie nicht mehr aufstehn muß,“ tröstet die Schwester. Dabei nimmt sie eine Leibschüssel aus ihrer Tasche und stellt sie auf den Sessel neben dem Bette der Alten.

„Was sagt denn der Doktor?“ frage ich den Alten.



„Sie hat kan Doktor. Zahln kann i 'hn net, und bei kan Verein is s' net.“

„Wovon leben Sie denn?“

„A jed's hat 8 fl. Pründengeld und i hab' jetzt von meine Verein' aa a Geld. Von „Anspannerverein“ 5 fl. und von „Schutzengel“ 3 fl. 33 kr. auf d' Woch'n.“

„Da is's ja a wahr's Glück, daß S' Ihna die Händ' g'fört hab'n.“

„Beinah' . . . Wenigstens is a Geld im Haus.“

„Aber sag'n S' m'r, warum geh'n S' denn net in d' Versorgung?“

Jetzt wird er beinahe böse: „I wer' ins Bäckenhäus'l gehn . . . Das is m'r z' militärisch. Da hab' i no a paar Jahrln Zeit zum Warten.“

„Ja, wie alt san S' denn, Vater?“

„Neunastiebazg.“

„Und die Mutter?“

„Sechsaftiebazg.“

„Das tuat m'r ganz auf d'lekt. Wann m'r gar net mehr kräul'n kann.“

„Aber jetzt kummt a schöne neue „Versorgung“, in Lainz draußen. Da hätten S' doch mehr Pflieg' wia z' Haus' . . .“

„Na, na, in a zehn Jahrln frag'n S' wieder.“

Dazu lacht er. Dieses Vertrauen in die Zukunft gefällt ihm selber. Wie er da so sitzt in dem breiten Stuhl, die Beine überschlagen, fühlt er sich wohl wieder als der alte Hausherr, der von acht Mietern artig begrüßt wurde, von acht den „Zins“ einstreifte und im übrigen den Herrgott einen guten Mann sein ließ, bis sein Haus und seine drei Zeugeln aufgefressen waren.

Davon fängt er jetzt zu erzählen an. Es hat ihn schon lang gedrückt. Jetzt legt er los:

„Wir Weaner san Gseln,“ so eilt er seiner Lebens-



geschichte voraus, und dann erzählt er von seinen „Gawlieren“ und von „Bachhend'ln“, von leicht verdienten und schnell verjuzten „Flörln“<sup>1)</sup>, und es fehlt nicht viel, so kommt die alte Dulciästimmung über ihn, die ihm Haus und Zeug gekostet hat.

Die Alte im Bett aber ächzt und stöhnt. Sie ist am Rücken und auf den Ellenbogen und am Gesäß „aufgelegen“, und große Wunden zeugen davon, wie schwer geprüft dieser Leib ist. Sie ächzt und stöhnt, da ihr die geduldige Schwester die Wunden reinigt und verbindet, da sie ihr die Haut einreibt und ihr das Lager zurechtrichtet.

In einer halben Stunde ist sie mit allem fertig. Die Greisin hat nur einen dankenden Blick für sie, der Alte die Bitte, morgen ja wieder zu kommen.

\* \* \*

Einer Tuberkulosen, die 25 Jahre in der Zigarrenfabrik hinter sich hat, gilt der letzte Pflegebesuch am Vormittag. Auch hier Waschen und Kämmen, Bettrichten und Lüften des dumpfen Raumes, von dem der Mann, ein arbeitsloser Zimmermaler, die Luft ängstlich fern hält.

Damit sind wir fertig, und wir sehen uns nur noch auf dem Heimwege das Sterbeplätzchen des „alten Sepp“ an, des Perlmutterdrechslergehilfen Karl S., den die Schwestern der Station ganz hilflos in einem alten verfallenden Hoftrakt fanden und dem sie die letzten Lebenswochen durch treue Pflege erträglich machten. Tag und Nacht waren sie um den Verlassenen, der das Glück gar nicht zu fassen verstand. „Na, Na, pflegte er immer zu sagen, „das hätt' i mir nie denkt, daß mir no amal so guat gehn wird, das i so a Pfleg hab'n wer, wo i eh schon raffertig bin.“

<sup>1)</sup> Florin, Gulden.



Davon erzählt mir die Schwester und von der unendlichen Geduld und Zufriedenheit, mit der dieser Kranke sein Los getragen.

\* \* \*

Die Oberschwester Florenzia hat mittlerweile in der Station das Essen bereitet, und wir — auch Schwester Emma ist schon heimgekehrt — lassen es uns gut schmecken. Der Vormittag hat uns Appetit gemacht. Die Hauptarbeit ist verrichtet. Am Nachmittage folgen nur kurze Krankenbesuche und Kontrollgänge der Oberschwester, die überall hinterher ist. Dazu hat sie aber ihre eigenen Pflöglinge. Diese besuchen wir am Nachmittage. Zuerst eine Hausbesorgerin, die an Gallensteinen leidet; dann eine alte Pensionistin, die die kluge Schwester Florenzia nicht nur am Leibe pflegt, sondern deren Wirtschaft sie auch zugleich Arzt ist, indem sie der alten Hysterikerin die Anleitung gibt, wie sie mit 66 K Monatspension ihr Auskommen finden kann; dann ein furchtbar unglückliches Geschöpf, ein an Krebs leidendes, junges Mädchen, das schon ganz verfallen ist, und zum Schlusse einen braven Mann, der durch die unverzeihliche Schwäche seiner Frau in schlimmstes Elend geraten ist. Die Tuberkulose hat den Mann niedergeworfen und da der Arzt um sein Leben fürchtete, lief ihm die Frau davon, ihn und seine vier Kinder zurücklassend. Zehn Jahre zählt das Älteste. Dem Witwenelend mit vier kleinen Kindern wollte sie entlaufen und unsagbares Elend lud sie dem Kranken auf.

Hier ist die Schwester nicht eine Krankenpflegerin, hier ist sie Trösterin und Helferin. Sie bringt den Kindern Brot und bereitet ihnen in ihrer Küche Gemüse und gibt ihnen Milch. Alles zu wenig freilich. Um aber mehr zu bieten, müßte man in einen tiefen Sack greifen können. Dies nicht tun zu können, ist das schlimmste



Leid der Oberschwester, die zugleich der Stationswirtschaft vorsteht und hier feilscht und spart, beinahe knausert, denn sie weiß, was sie in der Wirtschaft erspart, kommt den Schützlingen des Vereins zugute und daß es die brauchen, empfindet sie und empfinden die beiden andern Schwestern nur zu oft.

## Eine Nacht im Asyl für Obdachlose    a a

Obdachlos! Ohne Mittel sich ein Obdach zu schaffen. Hungrig! Frierend in den leichten Kleidern — man sollte glauben, daß solches Elend keine Steigerung mehr vertrüge, und doch gibt es noch Schlimmeres, das fast jede Gemeinschaft mit den Menschen ausschließt. Es gibt Läuse . . .

Es ist 4 Uhr Nachmittags. Der Dezembertag geht seinem Ende zu. In der Blattgasse unter den Weißgerbern stehen wir — 300 Männer, Burschen und Greise, in qualvoller Enge aneinandergedrückt, einer dem andern unsere Lebenswärme mitteilend, ein Haufen dunstender Leiber, und warten auf Einlaß in das Asyl für Obdachlose. Obdach für die nächste Nacht, das ist unser Gedanke. Die erste Reihe steht hart am Trottoir, wir Rückwärtigen stehen auf der feuchtkalten Straße. Ich hatte Elendsmaskerade angelegt: den Kragen meines alten Lodenspensers aufgestülpt — den verstaubten Filz in die Stirn gedrückt, die Hände in den Taschen der Sommerhose vergraben, so stehe ich dort und friere in den Füßen,



die Halbschuhe bekleiden. Im Gesicht glühte ich. Der Geruch des Elends umfängt uns. Ob es die anderen noch riechen?! Mir verschlägt das Gemisch von Fuseldunst, Schweißgeruch und der Ausdünstung alter Wäsche und Kleider eine Weile den Atem!

Es wird Luft.

Ein Flügel des Asyltores öffnet sich. Eine Kappe auf dem Kopf, erscheint der Hausvater in der Türöffnung und ruft in die Menge: „Karten wer hat!?“

Ruhig, ohne zu drängen, treten etwa hundert Männer vor. Jeder weist eine kleine braune Karte vor, der Asylvater zwickt sie ein, die Gäste rücken an den Hüten, entbieten auch wohl laut ihren Abendgruß und gehen dann in den hellerleuchteten Flur. Dann schließt der Verwalter wieder die Tür. Ich bin durch den Schub avanciert und stehe nun in der ersten Reihe. Zwei Wachleute gehen vor dem Hause auf und ab. Der eine ist guter Dinge. Er macht Späße. Im Hintergrund sieht er einen Elendsbruder.

„Ah, Sö san schon wieder da, Sö Krawallmacher? . . . Is' nix mehr mit Stan?!) San s' schon wieder losgangen?“

Der Angeredete lacht dem Wachmann breitmäulig zu — er quittiert damit die auszeichnende Ansprache, die einen Heiterkeitsausbruch der Wartenden zu Folge hatte.

Keiner will sich's mit dem „Herrn Wachmann“ verderben.

Das Asyltor öffnet sich zum zweiten Male. Wieder ertönt der Ruf: „Karten wer hat!?“ Einige melden sich. Nachzügler. Wir anderen stehen in banger Erwartung, ob noch ein Platz für uns übrig bleiben wird.

„Zuag'raste! Wer no' net herin war!“ ruft jetzt der Herbergsvater.

1) Stein, österreichische Strafanstalt.



Ein Ansturm gegen das Tor. Ich bin mitten im Haufen. Etwa zwanzig sind schon eingelassen. Schon läßt die Drängerei nach — da taucht der Verwalter den ersten zurück: „Weil's glaubt's, ös kimmt's drängen, wer' m'r halt warten!“

Er schlägt das Tor zu. Wir stehen draußen. Ich nun gerade gegenüber dem Tor.

„Sinunter vom Trottoir!“ schreit der Wachmann und beginnt mit dem Ellenbogen „auszudrücken“. Alle weichen zurück. Wir in der ersten Reihe haben nichts Gutes: vor uns die Energie der Wachleute und hinter uns den Lebenstrieb der Obdachlosen. Einem dieser Rückwärtigen scheint es übrigens gut zu gehen, er ist übermütig und langt mit seinem Arm nach vorn. Mit eisernem Griff legen sich seine Finger um den Hals eines jungen Menschen von etwa fünfundzwanzig Jahren, der bisher nur durch seine besondere Roheit aufgefallen war.

„Die Buag'rasten,“ so sagt er mit Rücksicht auf den lästigen Hintermann, „sollt' m'r alle aussihau'n!“

„Stöß net, sag' i d'r; mir scheint, dir geht's z'guat! Bist eh aa so a Buag'raster, der uns 'n Platz wegnimmt.“

Wieder packt der Rückwärtige den schimpfenden Vordermann beim Hals.

„Der kriagt scho' wieder 'n Krampf in die Finger. Hast scho' lang nix pußt.<sup>1)</sup> (Schreiend:) Fahr a', Böhm, sonst kriagst a Fozen!“<sup>2)</sup>

Der Wachmann mischt sich in den Streit: „Wannst net glei' a Ruah gibst, so fangst a Watschen,<sup>3)</sup> daß d'r dreimal vom Teufel tramt!“ ruft er dem Rückwärtigen zu. Und dann: „Mir scheint, das is eh aner, der aufst!“

<sup>1)</sup> gestohlen.

<sup>2)</sup> Ohrfeige.

<sup>3)</sup> In die Filiale des Asyls im X. Bezirk.



g'hört, Sö hab'n do' a Karten für auffi! Wer'n S' schaun, das' weiterkumm'n!"

Der Störer wendet sich langsam zum Gehen.

„I wir d'r Füaß machen, Fallot!“ Der Wachmann geht nach rückwärts und schafft den Burschen weg. Die anderen lachen schadenfroh.

Die Tür öffnet sich. Vor der stämmigen, breitgeratenen Figur des Asylvaters schiebt sich ein junger Mensch in einem schwarzen Jacketanzug heraus. Er mag ein postenloser Kommis oder Komptoirist sein. Dafür spricht die abgeschabte Eleganz seiner Kleider. Er wagt es kaum aufzusehen und wendet sich scheu nach rechts, wo er sich wieder in den Haufen der Wartenden einzureihen sucht. Der Hausvater steht in der Tür und erklärt den Vorgang. „So nimmt er's und wirft's nur weg.“ Der Hausvater macht die Handbewegungen des Läusefangens.

„Der muaf hübsch feine Läu' aa hab'n!“ ruft ihm der „witzige“ Wachmann nach, und da er sieht, daß sich der arme Teufel wieder einreihen will, eilt er zur Stelle und schreit: „Schauft, daß d' weiter kummt! Sunst . . .“

Nach dieser Episode tritt der Hausvater auf die Straße und mustert einige aus. Es sind solche mit Karten und andere mit Spitalzetteln. Wieder nichts. Etwa hundert an der Zahl stehen wir noch in Erwartung draußen. Unsere Hoffnung unterzukommen, sinkt. Wie viele soll dieses Haus noch aufnehmen?

Wieder tritt der Verwalter heraus. Aus dem Flur dringt das grünliche Auer-Licht so einladend auf die Straße. Ein junger Mensch im Radsahrdreß wendet sich bittend an den Verwalter:

„Am Donnerstag krieg' i a Arbeit!“

„Ja, wann's in Summer wär“,“ ruft mein Nachbar zur Rechten, derselbe, der sich schon wiederholt durch



seine Roheit ausgezeichnet hatte, „da könnt'st im Prater dem Chinesen 'n Ritt'l halten!“ Gelächter. Und da der Verwalter auf die Bitten des Radfahrers nichts gibt und wieder im Haus verschwindet, ruft er dem Abgewiesenen zu: „Du kannst's no net guat, 's Leinssiaden, Bäck, den nuast lang zuareden und nach'n Essen, wenn er guat aufg'legt is. Net jetzt vor'm Nachtmahl. Du Branntweinbrüader . . . (höhnisch lachend), du Radelfahrer!“

Wenige Minuten später steht der Verwalter wieder auf der Türschwelle. Ein altes, verlottertes Weib nähert sich ihm mit aufgehobenen Händen, demütig bittend. Sie lispelt einige für uns nicht hörbare Worte.

„Hör'n S' m'r auf. Allerweil mit dem Baron. Dö G'schicht kenn' m'r scho'. Nix is'!“

Die Alte schleicht fort.

Der Rohe neben mir gibt da auch seinen Text drein: „Du Branntweinerin du, gehst eh in ganzen Tag papeln, Kaneulli . . .“ Er findet auch jetzt sein lachendes Publikum.

Dann ruft der Verwalter wieder sein eintöniges: „Karten wer hat!?“ Es meldet sich niemand. Neue Hoffnung, doch noch unterzukommen, belebt uns.

„Zuag'raste!“

Endlich! Zwei Schritte, und ich bin an der Schwelle. Ich trete als zweiter ein. Im Flur weist uns ein junger Burck — ein Gehilfe des Hausknechts, wie ich später erfuhr — in eine kahle Kammer zur Linken. Wir sind im ganzen unser fünf, der sechste kommt mit den Worten in die Kammer: „Aner is z'viel. Aner muast in d'Quellen-gass'n.“ Dieses Los trifft ihn selbst. Der Hausknecht, ein Mann in den Vierzig, kommt gleich darauf in die Kammer und sagt es ihm. Wir anderen haben inzwischen



Toilette gemacht. Wir waren nämlich im Untersuchungsraume. Zwei junge Burschen — offenbar keine Neulinge in diesem Hause — gehen mit ihrem Beispiel voran. Sie öffnen die Hosen und ziehen das Hemd heraus; dann nesteln sie den Kragen auf, nehmen die Kravatten herunter und entblößen die Brust. Das „Fälzen“ beginnt. Der Hausknecht — selbst ein Asylist, der für die zweimalige Einbrennsuppe, ein Mittagmahl in der Volksküche und für die Schlafstätte im Asyl diesen Dienst versieht — untersucht zuerst den Hemdstock, dann fällt sein prüfender Blick auf den Bauch, gleitet weiter auf die Brust und schließlich sieht er in den Nacken des Aufnahmewerbers. Zwei haben schon die Probe bestanden; ich bin der Dritte. Schweigend geht die Untersuchung vor sich. Auch ich werde für würdig befunden.

Wir treten dann im Flur wieder an, der weiteren Weisungen gewärtig. Unser „Vater“ geht zum Thor und öffnet es. Nun sind wir drinnen und die andern draußen; wir die Beneideten, die andern die Neider. Ich sehe hinaus auf die finstere, kalte, unfreundliche Straße. Mitter, roter Lichtschein der Gaslaterne vor dem Thor fällt auf die Masse der Ausgesperrten. Ein düsteres Bild des Elends, indem auch wir fünf einige Minuten vorher Statisten waren. So oft sich die Thür geöffnet hatte, hatten wir sehnsüchtig in den Flur geblickt, dessen Nüchternheit wohl keinen abschreckte. Allen bedeutete der Flur alles, was sie für die nächsten Stunden zu erreichen hofften . . . Asyl! Obdach! Nun sind wir drinnen und wir wissen schon, daß alle, alle, die noch draußen stehen, auch auf der Straße bleiben werden. Wir waren die letzten. Teilnahmslos gleitet der Blick des Herbergsvaters über die Masse. Für ihn sind die Menschen, die Obdach suchen, Nummern. Täglich 194. Er schließt das Thor.

\*

\*

\*



Jetzt erscheint eine neue Gestalt im Bilde: ein kräftiger junger Mann mit Augengläsern, blond, derb in der Figur und im Auftreten. Es ist der Sohn des Verwalters. Ein Unteroffiziersmensch. Er ist so eine Art Profos, Hauskommandant, wenn man will, ein Kontrollorgan. Er geht zu einer Tafel, die an den Türstock der „Lauksammer“ genagelt ist und freidet uns an: 194. Alles besetzt. Sein Vater öffnet wieder das Tor: „Na Platz mehr!“ sagt er zu den Wachleuten. Die sorgen schon für das Weitere, damit der Tafel an der Mlylmauer Rechnung getragen wird, die Ansammlungen untersagt. Sie schicken die Obdachlosen fort. Offenbar grübelnd über die große Zahl der Ausgesperrten, meint der Hausvater hereinkommend: „Weil die Polizei aber aa alle Leut' in Wien duldt; ginget's nach mir, alle mühtens am Schub.“ Es ist ein Glück, daß es nicht so ist. Unser „Vater“ geht brummend in seine Wohnung. Der Junge ist in der Kanzlei. Minuten verstreichen. Wir warten. Polternd kommt der Herbergsvater aus der Wohnung — irgend ein häusliches Vorkommnis ärgert ihn. Er öffnet wieder das Tor. Die Straße ist menschenleer, düster . . . Die Glendsbrüder sind schon fort . . . Wohin? Kein Mensch weiß es, wo sie die Nächte zubringen, sie selbst auch nicht . . . Vielleicht war auch der obdachlose Fleischhauergehilfe unter ihnen, von dem die Zeitungen vor einigen Tagen zu erzählen wußten, daß er bei einem Gastwirt einbrach, sich unter das Bett verkroch, als er ein Geräusch hörte und dort so fest einschloß, als läge er in Eiderdaunen. Er erwachte erst, als der Hausknecht kam. Der Wirt konnte ihn nicht erwecken. Jetzt hat er Obdach — im Landesgericht.

Und die anderen? Wohin sind sie? Ist auch ihre Endstation das Landesgericht?

\*

\*

\*



Der „junge Herr“ kommt aus der Kanzlei.

„Ihr Fünfe geht's auffi. Nr. 4! Ganz hint', da san fünf Betten leer.“

Ich folge den anderen auf die Stiege. Sie nehmen zwei Stufen auf einmal, und dann geht es hastig durch eine Reihe von Sälen. In allen Bettgestelle und Menschen — sonst sehe ich nichts. Der Empfang ist gerade kein freundlicher. „Uje, Buag'raße!“ ruft man uns in allen Zimmern zu und nach.

Wir haben uns bald untergebracht. Ich bin im Suchen nach einem freien Bett recht ungeschickt. Ueberall sehe ich Hüte auf den Betten, oder ich sehe Männer darauf sitzen. Nach zwei, drei Fragen habe ich auch ein Bett gefunden, das von allen verschmähete — knapp an das Fenster anstoßende. Bei jedem Bett sind zwei Holzstockerln, ein niederes und ein höheres, Sessel und Tisch. Das höhere dient zugleich als Garderobekasten. Bei meinem Bett steht kein Stockerl. Nur zu meinen Füßen steht ein niederes Stockerl. Es gehört mir zu. Darüber steht auf der Wand: Vor Taschendieben wird gewarnt.

„Kann denn da auch was gestohlen werden?“ fragt ein etwa 35jähriger Jude, ein Agent, Hausierer nach dem Aussehen.

„San S' so guat,“ sagt mein Bett Nachbar, „da kommen oft Leut' rein, dö sechs, sieben Gulden im Sack hab'n und do' den Gattern a'weg'n.“ Damit meint er das ziemlich dicht geflochtene grobe Drahtnetz, das über das Eisengestell des Bettes gespannt, am Kopsende im stumpfen Winkel ansteigt und Strohsack und Matratze ersetzt. Zwei Kissen und ein hartes Polster in blau gemusterter Zieche sind die Bettausstattung.

„Da kenn' i an', der geht beim Tag papeln, und auf d'Nacht zählt er am Gattern seine Netsch. An



Guld'n zwanz'g Kreuzer bringt er alle Tag ham. Ja, es kommen a nobliche Gäst' da eina!"

Der andre, der noch bessere Kleider trägt, sagt entschuldigend: „Glauben S' mir's, wann i no' a Sechserl g'habt hätt', i wär' net da hereingangen!"

Damit geht er der der Straße zugekehrten Abteilung des Schlassaales zu, wo er seine Bettstelle hat.

\*  
\*  
\*

Der Gehilfe des Hausknechts kommt und wirft auf jedes Bett einen Blechlöffel, bei seinem zweiten Kommen schupft er aus einem Korb auf jedes Bett ein Stück Brot. Das ist die Kontrolle. Die Betten zählen, die Menschen nicht. Von denen könnte einer leicht in seinem Heißhunger zweimal nach Brot langen.

Ich komme zu Atem. Luft! Wie wird das in der Nacht werden? Bett an Bett, im ganzen 26, zwischen jedem nur ein Raum von einer Unterarmlänge. Dazwischen stehen die Stockerln. Hinter jedem Bett ist auf der weißgetünchten Mauer eine Nummer patroniert. Ich hatte 189 erwischt. Mein Nachbar Nr. 188 war ein junger Mann, gegen Ende der Zwanzig, gutmütig. Er kennt den Hausbrauch schon besser und klärt mich auch über die Stellung des Hausknechts im Asyl auf. Er spottet dabei. Dennoch fragt er später sein Gegenüber Nr. 190, einen jungen, etwa 18jährigen Tischlergehilfen, ob man da länger im Asyl bleiben kann, wenn man Wasser schöpft. Auf die bejahende Antwort sagt er: „Na, da wer' i's morgen probieren.“

Nr. 191 hat Schmerzen in der linken Achselhöhle. Er kann den Arm kaum rühren. Er kleidet sich aus und klagt, daß er „unter der Trichsen (Achsel) zwa Dibbeln hat“

Der 188er, mein Nachbar, geht zu ihm und untersucht ihn.



„Da geh' nur murg'n glei ins Spital. Zu d' Barmherzigen . . . dö nehmen an jeden auf. In Spital is das Schönste. Da gibst über Weihnachten . . . hast 'n schönsten Christbam!“ — Der Aussprache nach ist Nr. 191 ein Deutschböhme. Er erkundigt sich noch, wo das Spital ist. Nr. 190 bietet sich als Führer an.

\*  
\*  
\*

Der Verwalterssohn kommt ins Zimmer. In der Mitte des Schlaffsaales, beim eisernen Ofen, bleibt er stehen und ruft mit lauter Stimme: „Wie viel Zuag'raсте san denn da?“ Keine Antwort. Dann ruft er auf: „Nr. 175!“ Er geht zu dem Bett des vorerwähnten Juden und gibt ihm seine Nummer. Zuletzt kommt er auch zu mir. „189?“ liest er von einer kleinen braunen Karte im Format der Eisenbahnfahrkarten herunter. Dann reicht er mir diese Karte hin. Auf der einen Seite ist mit Tinte die Bettnummer geschrieben, auf der andren ist eine Stampiglie abgedruckt:

Asylverein  
20. Dez. 98  
für  
Obdachlose in Wien.

Die Karte ist einmal eingezwickt. Bis sie fünfmal durchlöchert ist, hat sie ihren Wert verloren. Sie gilt für fünf Nächte. Der junge Herr würdigt mich kaum eines Blickes. Er und auch sonst niemand fragt mich, wer ich sei. Es wird nach der Hausordnung kein Ausweis verlangt. Darauf kommt später die Rede, und da werde ich aufgeklärt, daß man im Asyl vor der Polizei sicher sei. Anders im Massenquartier, wo man 20 kr. zahlen müsse und weder vor der Polizei noch vor den Läufern sicher sei.



Nun weist der junge Herr auf einige Nummern:  
 „Des geht's Wasser schöpfen.“

„Hab'n alle Brot?“

Einige melden, daß sie zu kurz gekommen seien.

„Geh'ts 'nunter. Holt's euch das Brot und bringt's  
 glei' die Suppen auffa.“

Dann haben wir wieder eine Weile Ruhe.

Aus einem Nebenzimmer kommt ein Bursch. In  
 der Rechten hält er ein Gilet.

„Um acht Kreuzer a Gilet, billiger kann i's net geb'n!“

Es findet sich kein Käufer, und der arme Teufel  
 wird hinausgeschimpft. „Geh't auffi, du Gauner, du  
 Fallot, da wird nix g'schachert!“

\* \* \*

Die Suppe kommt. Jeder bekommt eine halbe  
 Blechschale voll Einbrennsuppe. Es mag ein halber  
 Liter sein. Bei der Gelegenheit wollen wir der Köchin  
 ein Geheimnis verraten: In eine Einbrennsuppe gehört  
 auch Salz, Schmalz und Riem. Davon war wenig oder  
 nichts zu spüren. Schließlich tut der Hunger weh, und  
 ich löffelte gleich den andern meine Suppe aus, in die  
 ich mir das Brot eingebröckelt hatte.

„Wie is' denn am heiligen Abend? Kriegt m'r  
 da aa nur a Einbrennsupp'n?“ fragte ich Unzufriedener  
 meinem Nachbar.

„Na, da gibts Würscht'ln und an Tee.“

Der junge Hausknecht kommt und sammelt die  
 Schalen ein. Es ist etwa halb 6 Uhr. Dann heißt es:  
 Auf die Betten. Alles kleidet sich aus. Nr. 185 hat  
 am rechten Oberarm eine eigroße offene eitrige Wunde.  
 Sein Hemd ist ganz verklebt von der gelben Masse.

Es bildet sich um ihn eine Gruppe.

„Was is' Ihna denn da g'sch'h'n?“



„Verbrennt hab' i mi.“

„Wo denn?“

„Bei an' Kessel.“

Die andren haben ihn verstanden. Ich nicht. „Wie war denn das möglich?“

„No g'schlafen hab' i, und da hat's durchbrennt.“

„San Sie in aner Fabrik?“

„Aber na, bei an' Teerkessel hat er si' verbrennt“, ruft ein andrer dazwischen. Jetzt erst verstehe ich, daß die Wunde der Preis für ein Nachtlager des Obdachlosen war. Er hatte keinen andern Unterschlupf gefunden, als irgendwo auf der Straße bei einem Teerkessel, dessen Wärme ihm die Nacht im Freien erträglich machen sollte. Dabei war er eingeschlafen und hatte sich verbrannt. Wir raten ihm, eine Spitalambulanz aufzusuchen. Damit er wenigstens ein Pflaster auf die Wunde bekomme. Er bleibt teilnahmslos. „'s wird scho so aa heil'n.“

\* \* \*

Bisher war der Saal von zwei Nuer-Lampen beleuchtet. Jetzt kommt der Hausknecht, verlöscht die Flammen und zündet in der Mitte des Saales eine kleine Hängelampe an. Die meisten haben sich ihr Bett zurechtgemacht. Auch ich habe bereits den einen Kogen untergebreitet und den anderen als Decke gerichtet. Der Polster war schmierig. Ich wollte den Ueberzug wenden. Auf der anderen Seite war er speckig. Ich begnügte mich mit der schmierigen Seite. Man wird ja so bescheiden in solcher Umgebung. Als der Hausknecht kam, wickelte ich mich das erstemal in die Decke. Ich sollte mich im Laufe der Nacht noch zwanzigmal einwickeln, ohne meine Füße erwärmen zu können, die wie Eiszapfen waren. Ich konnte viele meiner Schlafgenossen nicht begreifen, die sich splitternackt in den Kogen wickelten.



Raum liegen wir, als wieder ein Händler ins Zimmer tritt. Er hält ein Oxfordhemd in der Hand: „A Stauden wär' billig zu hab'n!“ Er wird wie sein Vorgänger behandelt und wie sein Nachfolger, der ein „Kappl“ zum Kauf anbietet.

Dann tritt Ruhe ein. Von Bett zu Bett spinnen sich Gespräche.

\* \* \*

„Hab'n die Mährer aa an' Konsul in Wien?“ fragte Einer.

Stille.

Dann antwortet ein anderer: „Na, an' Konsul haben nur dö von Ausland.“ Und nun begann er das Ausland aufzuzählen, in ununterbrochener langer Reihe: Bayern, Afrika, Spanien . . . während die anderen längst schon über andere Dinge sprachen. Einem hatte der Meister das Krankenbuch vorenthalten, und er holte sich nun Rat ein:

„Du 88er, glaubst, muuß 'r m'r 's geb'n?“

. . . Rußland, Dänemark . . .

„Nätürli, geh' nur zur Krankenkassa hin.“

. . . Italien, Frankreich . . . a linea „Vielleicht hat dei Master gar net ein'zahlt für di . . .“

Türkei, Schweden . . .

Nr. 190, der junge Blondkopf, wird lebendig. Er gibt ein Stück Lehrbubenrache zum besten. Sein Meister hatte ihn mit einer Latte geprügelt, und er hatte ihn dann aus Rache angezeigt, weil der Meister schon vier Monate einen Gesellen beschäftigte, ohne ihn polizeilich und bei der Krankenkassa anzumelden. Dazwischen klingt es monoton . . . Amerika, Belgien, Württemberg, Schweiz . . . Als der Lehrjunge geendet hatte, erhob sich Gelächter. „Urndtli hat er blechen müass'n!“

Das Gespräch kommt auf das im Asyl verabreichte



Brot. Einige loben es. Zwischen andern entspinnt sich ein kurzer Streit.

„Es ist wie 's Wärmestubenbrot.“

Nr. 186: „Na, ender is 's Landesgerichtsbrot.“

Anderer allgemein verständliche Vergleichenungen stehen Ihnen nicht zur Verfügung.

Eine dritte Stimme: „Das Landesgerichtsbrot is guat!“

Der Vierte: „Sie hab'n do in alle Bezirksgerichter dasselbe!“

Die Fachleute diskutieren noch eine Weile, dann wird es ganz ruhig im Saale.

\* \* \*

„Wer d'rählt denn a G'schicht'?“ fragt der 190er.  
„Jetzt war's grad' so schön ruhig . . .“

Allgemeines Schweigen.

„A G'schicht' wird aufg'numm'n!“ Aus einem anderen Saale hallt Beifallsklatschen herüber. Dort hat sich schon der Späsmacher gefunden . . .

„Pst! Pst!“ „Also auf'paßt!“

Mäuschenstille!

Der blonde Lehrjunge macht den Anfang. Er erzählt eine Geschichte von zwei Brüdern, dem dummen und dem gescheiten, die eine Räuberbande überlisten. Bravo! Bravo! ertönt es, als er geendet.

„Dö war schön.“

„Aber so recht 'was Grus'lig's sollt aner d'rähl'n.“

Einer hustet gottsjämmerlich.

„Na, na, so a Husten . . .“

„I bin froh, daß i 's scho' a bißl verlor'n hab'. Macht's die Tür zu, es ziagt. So oft die Häusltür aufgeht, ziagt's als wia.“

Diese Tür endet an der Hoffront des Saales ein.



Ich suche den Ort auf. Mein nackter Fuß tritt auf kalte Steinplatten. Die Ventilation im Abort ist eine gute, so daß es Einem einen förmlichen Rückschlag gibt, wenn man wieder in den Straßtritt tritt. Diese Atmosphäre! Wie wird das in der Nacht erst werden.

Das Husten läßt ein wenig nach. Wieder tritt ein Moment der Ruhe ein.

„Wer d'rzählt denn a G'schicht'?“

In der Gassenabteilung meldet sich einer: er eröffnet den Reigen der Kaiser Josef-Geschichten, die nun in langer Folge erzählt werden, mit der lustigen Erzählung „Kaiser Josef und der Zuckerbäckerlehrling“. Darin kommt auch eine Kaufmannstochter vor. Als der Erzähler so weit gekommen war, widersprach ihm eine Stimme:

„Das war den Grafen Kaunitz sei' Tochter!“ —

Der Erzähler: „Alsdann, i hab' ausg'redt — wannst 's besser waßt, so d'rzähl' du weiter!“ —

Die Stimme: „Es war in Grafen Kaunitz sei' Tochter!“ —

Zweite Stimme: „Halt die Goschen. Lass'n weiter d'rzählen. D'rzähl' weiter!“

Der Erzähler weigert sich noch eine Weile, sein Ehrgeiz ist verletzt — dann erzählt er aber die Geschichte doch zu Ende.

\* \* \*

Ein Erzähler nach dem andern verstummt, und alles lauscht dann folgendem Zwiegespräch:

Erster: Heut bist erscht losgegangen? — Zweiter: Ja, ich hab' ja nur achtundvierzig Stund' g'habt. —

Erster: Weg'n was denn? —

Zweiter: Es war nur polizeilich. I bin nur froh, daß s' mi net der Polizei überstellt hab'n. I hab' g'schaut, daß i weiterkomm. Es is ja net zum Existir'n



da drinn. Aner, der in Weisl<sup>1)</sup> g'habt hat, hat fünf Monat ausg'faßt. A andrer is erst aus Stan kumma: in Untersuchung. Er is 'sebn Monat' g'essen und hat si dabei 21 fl. g'riss'n.

Erster: Mit was denn?

Zweiter: Zigarettenschachteln hat er g'macht. 60 Stück 6 kr.; mehr als 180 hat 'r net machen dürfen in Tag. War aa net mögli g'wesen. Bia er aufstommen is, hat er aa sei anders Geld behob'n. Sie haben einbrochen g'habt und nachher 's Geld in aner Schachtel vergrab'n. 600 fl. Wenn sie 's wieder g'holt hab'n, war die ane Seiten verfäult, und zwa Hunderter hab'n lauter kleine Dickerln g'habt. Dö hab'n s' z'rissen und in Bach g'wurfen.

Mehrere Stimmen (zugleich): Dö hätten s' do austausch'n kinna! — Eine Stimme: 's Beste is, wann m'r a Geld vergrabt, daß m'r 's in a Flaschl gibt. Da kann nix g'seh'n. A meiniger Kamerad hat fünf Jahr g'fangt, aber sei Geld hat er do kriagt, wia er losgangen is.

Eine Weile geht dieses liebliche Gespräch fort. Es schlägt acht Uhr. Dann werden wieder Geschichten erzählt. Ich erzähle die Geschichte vom Grafen Monte Christo. Die ist gruslig genug. Sie wird allgemein gelobt. Von der Insel Jff, auf der der Graf von Monte Christo gefangen saß, kommt das Gespräch auf die Teufelsinsel und auf Drehfus.

„Was für aner Partei g'hört denn der an? Is er a Deutschnationaler oder a Christ?“ fragt einer.

Er wird aufgeklärt. Dabei wird von den Juden gesprochen, und wenn davon einmal die Rede ist, spricht man auch vom Queger. Der Herr von Wien bekam keine schöne Nachrede.

<sup>1)</sup> Ausweisung aus Wien.



„Zweitausend Sackeln im Werkhaus picken. Da sollt' er si' amal d'rzuastell'n un' nacher dö Fisol'n fress'n.“

Es wird noch viel raisoniert, erzählt, gehustet . . .  
Dann ist Ruhe. Es schlägt auf der Turmuhr der nahen Weißgärberkirche zehn.

„Behne is'. Wann nur dö Nacht scho' zu End' wär'!.“

Die Stimme findet Echo — unbehaglich liegende Menschen wälzen sich auf ihren Lagerstätten. Ich selbst wälze mich von rechts nach links und von links nach rechts, „Wenn's nur schon sechs Uhr wär'!“ so denke auch ich.

\* \* \*

Die Nacht liegt über dem Saale. Ich lausche ihren Stimmen, dem Stöhnen meines Gegenübers, dem Husten aller, dem Seufzen und Schnarchen und Rässeln der Verschleimten. Bis drei Uhr höre ich alle Stunden schlagen. Dann finde auch ich kurze Ruhe. Dumpfer Schlaf. Um halb 6 Uhr bin ich wach.

Da wird es auch schon lebendig. Um 6 Uhr wird wieder die große Beleuchtung entzündet. Die Nachtlampe verlöscht.

„Auf!“

Der Verwalterssohn kommt mit einem Blechgefäß voll Wasser. Er geht seinem Privatvergnügen nach, indem er die anschüttet, die noch im Bette liegen.

„I wir' euch Füaß' mach'n!“

Auch im Mhl ist der Morgenschlaf der beste.

Im Parterre sind die Waschapparate. Eine lange Rinne und darüber Auslaufspipen. Seife gibt es keine, die sechs oder acht dreifach langen Handtücher sind durchnäßt. Mir bleibt ein Fleckchen, so groß wie meine Handfläche. Im Flur putzen sich die Obdachlosen die Schuhe. Für das Putzzeug entrichtet jeder dem jungen Herrn zwei Kreuzer, obwohl es in der Hausordnung heißt, daß das Putzzeug nur dem Verwalter



zurückzustellen ist. Von einer Gebühr ist keine Rede. Ich eile weiter und in Sätzen auf die Stiege, wobei ich stolpere.

„Drstöß' di!“ ruft mir der junge Herr schreiend nach.

„Danke schön!“

Sein Wunsch geht nicht in Erfüllung.

\* \* \*

Dann kommt wieder die Einbrennsuppe. Die Köchin hatte sich über Nacht nicht gebessert. Die Aussicht auf baldige Erlösung verschlägt mir den Appetit — ich mache Nr. 187 damit glücklich. Endlich ist es sieben Uhr.

Wir eilen die Stiege hinunter. Der Verwalterssohn hinter uns. Im Halbstock bleibt er stehen: „Daß 's alle um halber Fünfe da seid's!“ ruft er uns zu. Darauf der Verwalter: „Wann s' net da san, liegt a nix dran, san andre da.“

Das Tor wird geöffnet.

Luft.

Ueber Nacht ist es bitter kalt geworden, und ich eile, nachdem ich eine Einladung in die Wärmestube ausgeschlagen hatte, zu einem Bekannten in der Nähe, der mir meinen warmen Winterrock aufgehoben hatte. Die anderen aber zerstreuten sich in ihren dünnen Röcken und zerrissenen Schuhen nach allen Richtungen — tagsüber ein Wärmeplätzchen zu finden.

## Weihnachtstag im Armenamt

Ein vom Alkohol gerötetes dickes Gesicht erscheint hinter dem offenen Schalter des Armeninstituts Ottakring. Der Mann blickt in die Menge der „Bettelleut“, die sich



in den Warteraum drängen, er hört Worte des Tadels aus dem Stimmengewirr, und namentlich die Stimme einer Frau, die ein blaues weißgekapptes Kopftuch trägt, ist deutlicher vernehmbar.

„Was woll'n denn Sö Kede durt?“ schreit er heraus.

„I hab schon über's Jahr kan Kreuzer net kriagt, Herr von Albert, a Unterstützung möcht' i.“

„Hab'n S' an Zettel?“

„Na, mir hab'n kan Armenrat für unser Haus, gibt's aa kane Zetteln.“

„Seit drei Täg sitz i da von der Fruah bis auf d' Nacht, 26000 fl. hab'n m'r schoauszahlt.“

„Aber wann?“ ruft eine Stimme aus dem Hintergrund.

„Kummen S' her, Sö kecke Goschen!“

Die Frau geht zum Schalter und reicht dem höflichen Beamten ihr Buch hin.

„Wann S' an Zettel hätten, möcht' i Ihna was geb'n.“

„Was kann denn i dafür, wann für unser Haus ka Armenvater net aufg'stellt is. I muaß da hergeh'n. I wart! bis auf d'Lezt.“

„Brauchen S' g'wiß a Geld auf an Huat und an Muff?“

„Ja, aber da, auf so an Muff!“ Die Frau macht mit der rechten Hand die pantomimische Bewegung des Essens.

Gegen halb 12 Uhr sind in dem Warteraum etwa 25 Personen, die sich vor dem Zahlschalter drängen. Draußen auf der Straße stehen 50 Arme. Ihnen wird seit zwei Stunden der Eintritt in das geheizte Wartelokal verwehrt, trotzdem für ihre doppelte Anzahl leicht Platz gewesen wäre. Die auf die Gasse mündende Tür des Armeninstituts wurde versperret. In den ersten Vormittagsstunden war der Andrang ein so arger, daß die Unterstützungswerber bis auf die andere Seite der Gasse



standen. Die Beamten hatten alle Hände voll zu tun, um die Hilfesuchenden abzufertigen. Hunderte waren weg. Das Lokal war wieder zu drei Vierteln leer, die Bänke waren fast unbefetzt, und dennoch läßt man — unmenschlich genug — 50 Arme draußen in der Kälte. Sie drängen und stoßen einander, jede will die erste sein. Beim rückwärtigen Ausgang steht ein Wachmann, der das Eindringen von dieser Seite hindert. Die Menge auf der Gasse wird immer ungeduldiger. Den Wachmann selbst ergreift nach einer Interpellation, warum die Tür geschlossen sei, ein menschliches Rühren. Er geht auf die Glastür zu. Draußen werden die Stimmen immer erregter.

„Aufmachen!“

„Haut's auf die Tür!“

„Herr Wachmann, kalt is uns!“

„Wir hab'n kane guaten Schuach net!“

So tönt es wirr durcheinander.

Der Wachmann öffnet. Der Strom der Armen ergießt sich in das warme Lokal. „Langsam! Aber langsam!“ wehrt der Wachmann die Menge, die, gestoßen und gedrängt, selbst sich vorwärtschiebend in das Lokal stolpert. Nun geht's an.

„Jetzt beutelt's an erscht!“ sagt eine Frau mit gelblichem Gesicht, das vom Elend früh gealtert ist. Frost schüttelt ihren Körper. „Mir is's nur um den armen Buam . . . i kann eahm kane Schuach net kaufen . . . schau'n S' an, wie er durtsiht . . . ganz eingezogen und blau in G'sicht . . .“ Sie weist dabei auf einen sechs- bis siebenjährigen Knaben, der ganz teilnahmslos auf der Bank sitzt. „Unser Herrgott soll an'm beschützen, daß m'r da net hergehn muaß.“

„Ruhe, Ruhe!“ gebietet eine Stimme von dem Schalter her. „Man hört ja nicht ausrufen!“

Zwei Amtsdienner rufen nun Namen von Bittstellern



auf und weisen sie zur Kasse, wo der „Herr von Albert“ wieder seine Tätigkeit aufgenommen hat.

Zwei Minuten später erfüllt schon wieder gedämpftes Stimmengewirr den Warteraum. Die Armut ist ja so mitteilksam.

„M'r is ganz krank vur Kälten. Die Kinder san voller Hunger. Entweder soll m'r ihna was z'essen geb'n oder net. I war jetzt sechs Wochen im Spital! Mein' Buam kann i scho sechs Wochen net in d' Schul schicken, weil er kane Stiefel hat!“

So klagt eine Frau, der der Tod aus den tiefliegenden Augen schaut. Wie lange noch und du bist erlöst.

„Und da hat der Armenrat no zu mir g'sagt, schamen S' Ihna net, den Buam net in d' Schul' z' schicken. I soll mi schamen, weil i krank bin. Na, das is net gerecht!“

Eine andere erzählt eine Geschichte von ihrem Armenrat, den sie nicht zu Hause angetroffen. „B'erscht hab' i mit der Gnädigen, dann mit der Tochter reden müassen, und zum Schluß hat mi der Herr Sohn ausg'fragt. Dreimal hab' i mei Glend erzähl'n müassen, aber Anweisung hab' i kane kriagt . . . ‚Gengan S' arbeiten,‘ hat 'r g'sagt. I bin eh zu die Hausmaster in d' Stadt g'rentt um a Arbeit vur die Feiertäg', aber sie hab'n g'sagt: ‚Wir hab'n selber ka Arbeit!“

„Zu mir hat der Armenrat g'sagt: ‚Was, Sie woll'n a Holzzettel aa? Schamen S' Ihna net?“

So schwirren die Klagen und Anklagen durcheinander.

Neben der rückwärtigen Ausgangstür kniet eine Frau und benützt die Holzbank als Schreibtisch, um ihre Anweisung zu unterschreiben. Sie zittert am ganzen Körper. „Zwa Guld'n hat 'r m'r g'schrieb'n,“ sagt sie zu ihrer Nachbarin.



Es fehlen einige Minuten auf  $\frac{3}{4}$  12. Da kommt plötzlich neue Erregung über die vor dem Einreichungsschalter festgekeilte Menge. Der Beamte am Schalter ruft: „Die Auszahlung ist vorüber. Montag wird wieder aus'zahlt!“ Bestürzt, betroffen, keines Wortes mächtig — steht die Menge zuerst da — peinliche Sekunden der Ruhe . . . Der Beamte macht Ernst — er läßt das Fenster vor seinem Schalter herab — da bricht sich die Erregung elementar Bahn.

„Was, am Montag?“

„Das san ja kane Menschen!“

„Zwa Stunden lassen s' uns in der Kälten steh'n, und jetzt is' erscht umsunst?“

„Pfui Teufel!“

„Das san Christen?“

„Mir gengan net furt!“ So tönt es wirr durcheinander.

„Ich hab' sieb'n Kinder z' Haus!“ jammert ein alter Arbeiter, „sie warten auf a Brot, und jetzt is' wieder nix.“

„Wann i nur kan Hunger hätt' auf d' Feiertäg!“ ruft ein anderer.

Ein Amtsdienner erscheint. Er wird bestürzt.

„I kann nix machen, die Herr'n san schon furt“

Das ist die erlogene Auskunft, die er gibt, die „Christliche Notlüge“, um die Not zu beschwichtigen. Drinnen sitzen noch die Herren und beraten offenbar, was sie tun sollen. Draußen tobt der Unwille weiter.

„Na, wia s' jetzt mit die Armen umspringen! Das is nimmer christli!“

„Jetzt hab'n m'r die Feiertäg' net amal was z'essen, das san fesche Feiertäg!“ sagt in einem Anflug von Galgenhumor ein altes bewegliches Weibchen.

Eine junge Mutter weint. Auf dem Arm hat sie ein Kind in ein wollenes Tuch gewickelt. Neben ihr steht



ein Stelzfuß, — ihr verkrüppelter Mann. Er ist Musikant, und das Gebot der Kirche macht ihn auf zwei Tage brotlos. Zu Weihnachten gibt es keine Lustbarkeit — darum muß der Bettelmusikant hungern, mit ihm sein Weib, seine Kinder. Der Wachmann sucht die Frau zu trösten. Den Stelzfuß überkommt bitterer Groll: „Jetzt muß i halt einbrechen geh'n!“

Die Frau weist ihn zurecht.

„Soll i beten geh'n, daß m'r der Hunger vergeht?“

„Aber weg'n die Kinder könnt'n s' Ein' doch berücksichtigen!“ weint das Weib weiter. „Es ist rein ka Wunder, wenn man si 's Leben nehmert!“

Der Musikant: „A Armer is ka so a feige Kreatur net, daß er si 's Leben nimmt. Dös is a Luxus für die Reichen!“

Eine andere Gruppe politisiert. In ihr Gespräch mischt sich mit tschechischen Dialekt ein Graubart. Er erzählt, daß er 27 Jahre in Wien arbeite, nun krank und arbeitslos sei, aber wieder abgewiesen sei, trotzdem er noch nie einen Kreuzer Unterstützung erhalten hat.

Inzwischen wird der Schalter wieder geöffnet. Die Beamten haben sich eines Besseren besonnen. Sie waren nicht „schon fort“ und zahlen wieder aus. Neues Drängen und Schieben vor dem Schalter, noch einmal durchzittert die Aufregung die armen Menschen, ob sie wohl etwas bekommen werden oder nicht — ob sie Gnade finden werden, oder ob sie hungern und frieren müssen während der größten Festtage der Christenheit. In der Aufregung verliert eine Frau ihren Auskunftsbogen und Meldezettel — die Anweisung allein gilt nicht. Sie jammert und weint, schiebt und drängt sich vor. Umsonst! Wer weiß, wer schon auf ihren Elendsdokumenten herumtritt und sie dadurch noch elender macht, als sie schon ist.



Das Nebelhorn einer nahen Fabrik ertönt. Es ist Mittag. Noch etwa dreißig Arme füllen den Raum. Die Schalter werden geschossen. Dem Beamten kündigt das Nebelhorn die Mittagsstunde — pünktlich wie eine Uhr — bricht er die Arbeit ab, die Arbeit, Elend zu lindern.

„Um zwei Uhr wird wieder aufgesperrt — jetzt ist Schluß.“

Wieder eine Pause der Betäubung! Jeder der Uebriggebliebenen überlegt rasch die furchtbare Wirkung dieser Worte des Beamten. Keiner will vom Plage. Jeder glaubt, er wenigstens müsse es durchsetzen. Andere sind stumpfsinnig — sie haben die Hoffnung aufgegeben, etwas zu essen zu bekommen.

„Borig's Jahr haben m'r wenigstens Speismarken kriagt, heuer ist a ganzer Fasttag,“ klagt eine runzelige, hagere Frau . . . Dann schleicht auch sie den andern nach, die sich schon in ihr Schicksal gefügt haben.

---

## Zwei Tage Werkhausarbeiter

Im Amtskalender für Niederösterreich, Jahrgang 1900, ist in dem Kapitel: „Gemeindeverwaltung in Wien“, auf Seite 259 unter dem Titel „Humanitätsanstalten“ auch das städtische Asyl- und Werkhaus angeführt. Im Armendepartement des Wiener Magistrats werden besonders hartnäckige Arme, die sich absolut nicht abweisen lassen wollen, schließlich doch durch ein Zauberwort bestimmt, auf eine Unterstützung zu verzichten. Es lautet: „Wenn



S' net glei schauen, daß S' weiterkommen, so lass' ich Sie dem Werkhaus überstellen!" Das wirkt in der Regel. Der hartnäckigste Arme, der die paar Gulden Unterstützung wie der Hungrige einen Bissen Bröt braucht, schleicht von dannen. Keiner will es provozieren, daß die Drohung mit der Humanität gerade an ihm erfüllt werde.

Mit der Humanität drohen . . . das klingt widerspruchsvoll. Die Humanität, die Menschlichkeit, sie hat Gutes, Edles, Erhabenes zum Inhalt, ihr Wesen ist Mitempfinden mit den Leiden der Menschheit, ihr Ziel ist Hilfe. Androhen kann man aber nur Böses, Schlechtes, Widerwärtiges, Leid, Schaden, Strafe, Verschärfung des Elends, Abwendung der Hilfe. Der Inhalt eines der beiden Begriffe muß also notwendig verschoben, ausgewechselt werden. Entweder Drohung oder Humanität . . . eines von beiden. Wer hat recht? Der Amtskalender, der das Asyl- und Werkhaus unter die Humanitätsanstalten der Stadt Wien einreicht, oder der Armenbeamte, der mit der Abgabe an diese Anstalt droht, und der Arme, der diese Drohung versteht, sie als solche empfindet und lieber hungrig fortgeht, ehe er sich der Humanität der Stadt Wien ausliefert?

\* \* \*

Da namentlich in solchen Dingen Probieren über Studieren geht, stand ich am Morgen des Montag vor dem mächtigen Gittertor X. Simmeringerstraße Nr. 2, über dem ein städtisches Wappen und ein Schild mit der Inschrift: „Asyl- und Werkhaus der Stadt Wien“ angebracht ist. Ohne den schützenden Ueberrock war ich ein wenig ausgefroren, und als ich eine halbe Minute später in dem Pförtner- oder Aufnahmezimmer stand, mochte ich auf den städtischen Diener, der mich empfing, den jämmerlichen Eindruck gemacht haben, den ich machen



wollte, um sicher aufgenommen zu werden. In der warmgeheizten, kanzleiartigen Stube saß noch ein Wachmann.

„Was woll'n S' der?“ fragte mich der Amtsdienner, nicht gerade unhöflich, als Antwort auf meinen Gruß.

„Ins Werkhäus“, gab ich zurück.

„Hab'n S' an Ausweis?“

Ich langte in die Tasche nach den Papieren. Das Heimatsdokument behielt er zurück.

„War'n S' scho' amal herin?“

„Nein.“

„Sie wissen, was 's da gibt? Sie müssen Sack'ln picken geg'n Kost und Quartier, Geld krieg'n S' fans — zwa Tag' müssen S' herin bleib'n.“

Er war aufgestanden, und ohne eine Antwort abzuwarten, sagte er: „Kommen S' mit.“

Wir gingen quer durch den Hof zu einem Hauseingang, über dem das Wort Badhäus zu lesen ist. Er geleitete mich bis über die Schwelle, rief: „A Zuawachs!“ und verschwand durch eine zweite Tür in das Innere des Hauses.

\* \* \*

Der „Badwaschler“ war bald zur Stelle.

„Wia haßen S' denn?“ —

„X. X.“ —

Er frigelte den Namen auf einen Zettel und gab mir die Weisung: „Ausziag'n!“

Nachdem er Hemd und Hose genau untersucht und ohne — Anstand mir wieder gegeben hatte, mußte ich unter die Douche, die im Nebenraum angebracht sind. Einige Minuten später hatte ich gebadet.

„Da hab'n S' die Hausmontur.“

Damit legte mir der Graufopf ein Hemd und eine Zwilchhose auf einen Kasten. Während ich mich mit einem



Leintuch abtrocknete, kam ein Schwarm von Glendsgestalten — meist junge Leute — aus dem Innern des Gebäudes in den Baderaum.

„Ziag'n S' Zhna g'schwind an und setzen S' Zhna zu Zhnern G'wand,“ mahnte der „Badwaschler“, der wie so viele in diesem nüchternen Hause einst bessere Tage gesehen hatte. Er war, wie mir später ein Glendskamerad erzählte, einst ein großer Wiener Restaurateur. Jetzt gehört er zum festen Bestand des Werkhauses — er ist chargierter Hausarbeiter.

\* \* \*

Die „Ausgeher“ waren bald abgefertigt. Ein Aufseher verlas ihre Namen und dann drückte sich einer nach dem andern. Ausgang haben die ständigen Werkhäusler jeden Sonntag, und dann können sie noch an einem Wochentag fortgehen — auf Arbeitsuche. Vielen ist es ernst damit. Sie wollen los, aber ihr unerbitterliches Schicksal treibt sie immer wieder zurück in das öde Gebäude, in dessen Innerem alles nach Karbol und Kleister riecht, in dem Tag für Tag bei gleicher rastloser Arbeit und bei gleich schmaler und elender Kost vorüberzieht. Die Ausgehtage sind die einzige Abwechslung in diesem trüben düsteren Dasein — für die, die es ernst meinen mit dem Arbeitsuchen, sind sie die Abwechslung neuer Enttäuschungen. Immer mutloser kehren sie heim. Hundertmal hörte ich das Klagelied in allen Variationen: Kommt ein Werkhäusler wohin um einen Platz und gefällt er dem Chef, gefallen seine Zeugnisse, in dem Moment ist alles zerstört, wo er dem Chef sagen muß, daß er gegenwärtig im Werkhaus logiert. „Werkhaus und Zuchthaus, das ist alles aus,“ sagte mir am Nachmittag Einer — „kommen S' wohin, da mant a jeder, es is a Zuchthaus. Derweil is das kein Zuchthaus, aber



herin zuagehn tuat's wia in an Zuchthaus. „Schaun S' nur, daß' glei weiter kummen!“ — a andere Auskunft kriag'n S' in kan G'schäft.

Ein schwerer Seufzer, ein unverständliches Brummen in den Bart, und er arbeitet wieder fort.

\* \* \*

Während ich noch im Badhaus die Ausgeber musterte, hieß mich ein Aufseher mitgehen. Meine Kleider und Wäsche auf dem linken Arm, lief ich in der Hausmontur hinter dem Uniformierten her. Ich war nahe daran, die Hose zu verlieren, die für meinen Umfang nicht bemessen war und obendrein nur einen Knopf hatte. Ich muß wirklich wie ein Häuflein Unglück dahergelaufen sein. Nur ein Gefühl beherrschte mich: „So, jetzt bist du eine Nummer. Nichts unterscheidet dich von den anderen. Der Aufseher ist dein Herr und Gebieter.“ Zum Spintistieren hatte ich aber keine Zeit. Schon stand ich im Magazin vor dem Schreibtisch des Oberaufsehers, der mich um den Namen und darum fragte, ob ich das erstemal im Werkhaus sei. Dann gab er mir einen Laib Brot und einen Stoß braunes starkfaseriges Packpapier, das für das „Sackspicken“ bereits zugeschnitten war. Ich nahm beides, so gut ich konnte, zu meinen Effekten auf und lief wieder dem Aufseher nach, der mich weiterlotzte. Er führte mich in den Zweiersaal, rief: „Zuwachs!“ hinein und sagte noch zu mir: „So, jetzt setzen S' Ihna hin, wo S' woll'n.“

Bier lange Arbeitstische sah ich vor mir, alle besetzt, Mann an Mann, und jeder hat einen Stoß Papier vor sich, ausgebreitet über die ganze Breite der Tafeln. Nirgends einen Platz. Da winkte mir einer, daß neben ihm Platz wäre. Froh, endlich den Pack loszuwerden, ging ich an den Tisch, auf den ich sofort meinen Papier-



paß legte. Meine Kleider warf ich auf die Bank. Einen Moment verschnaupte ich, dann sah ich mich ein wenig um. Ich mußte ja meine neue Arbeit lernen. Meine Nachbarn und meine beiden Gegenüber schienen weiter keine Notiz von mir zu nehmen. Mit erstaunlicher Fingerfertigkeit klebten sie die Säcke zu . . . so schnell einige, daß man ihnen gar nicht folgen konnte.

Die Sackschnitte mußte man zuerst fünfzig um fünfzig mit einem Glattholz so austreifen, daß ein schmaler Gummierstreifen vorsteht. Diese Streifen werden dann auf einmal mit Kleister bestrichen, und dann wird das Blatt nach der Schnittform zusammengefaltet, der bekleisterte Streifen wird umgebogen und aufgedrückt. So kleistert, faltet und klebt man seinen Tausender herunter. Hat man ein Päckchen beisammen, dann muß man die halbfertigen Säcke an der Klebestelle fest austreifen — wieder mit dem Holz —, und ist die ganze Partie einmal geklebt, dann müssen die Säcke nur noch geschlossen werden — eine Arbeit, die flinker von der Hand geht. Wieder auflegen, kleistern, umbiegen, kleben und austreifen, dann in Fünziger-Päcken auflegen, nachschauen, ob nicht Säcke aneinanderkleben, einen Zettel mit dem Namen anbringen, und die ganze Kunst ist fertig. Ein eintöniges Einerlei, bei dem der Mensch zur rastlos fortarbeitenden Maschine wird.

\* \* \*

Lehrzeit! Ich versuchte mich sofort auf eigene Füße zu stellen und ohne fremde Hilfe den unberührten Papierstoß vor mir auf dem Tisch so auseinanderzustreifen und aufzulegen, wie es die anderen taten. Es ging nicht. „Hol'n S' Ihna a Holz vom Aufseher,“ riet mir ein Nachbar. Ich ging also zum Aufseher um ein Glattholz. „San S' das erstemal herin?“



„Ja.“

Er begleitete mich zum Platz und streifte mir das Papier aus. „Sehn S', das müassen S' a so machen,“ dabei erläuterte er mir die Handgriffe. Ich sah aufmerksam zu. Als er mit dem Ausstreifen fertig war, bestrich er mit dem halben Rehrbesen, der als Kleisterpinsel dient, die oberste Lage und klebte mir einen Sack vor. Dann mußte ich kleben, dabei blieb er stehen, lehrte mich noch einen Handgriff und wendete sich zum Gehen. Zum Abschied klärte er mich noch auf: „Drei Tag hab'n S' Lehrzeit, da müassen S' mir tausend machen, dann zwa-tausend.“ Damit ging er. Ich war abgerichtet.

\* \* \*

Eben als ich mich mit der nötigen Begeisterung an die Arbeit machen wollte, rief mir mein linkes Gegenüber — ein Mann in den Vierzig, der Brillen trug und etwa so aussah wie ein Kleinmeister — zu: „Holen S' Ihna a Suppen! Es is no ane da!“ Unter meinem Arbeitsplatz standen drei Häferln aus Ton, schmierig, ungewaschen. Die Speisereste klebten noch daran. Der Boden war mit einer kleisterartigen Schicht überzogen. „Nehmen Sie 's nur!“ ermutigte mich das freundliche Gegenüber. Dabei wischte er sich mit dem blauen Schurz, den er vorgebunden hatte, von seinem Vollbart die Suppentrenzer ab. Die Brille hatte er jetzt auf die Stirn geschoben. Er tat so väterlich mit mir. Ich folgte, suchte das verhältnismäßig reinste Häferl von den dreien aus und ging ans Frühstück. Es war  $\frac{1}{49}$  Uhr, und ich hatte nach dem Marsch und Bad ehrlichen Hunger. Bei der Wasserleitungsmuschel übertrat ich zum erstmal die strengen Hausgesetze. Es steht dort, daß bei sofortiger Strafe das Reinigen der Geschirre bei der Wasserleitung verboten ist. Wo sollte ich sonst das



Häferl reinigen? Zur Not brachte ich die Speisereste weg, deren Anblick allein genügt hatte, um mich meinen ehrlichen Hunger als einen eingebildeten erkennen zu lassen. Dennoch ging ich um das Frühstück. Auf dem Wege dahin redete ich mir ein, daß es doch ein ehrlicher Hunger war. Ich mußte durch den Eiserfaal.

Wieder vier Tischlängsreihen, zu beiden Seiten Bänke und auf diesen fleißige Menschen fast aller Altersstufen von 14 bis 50 Jahren. Zwischen je zwei Tischen sind eiserne Rundsäulen als Dachträger aufgestellt, an den Säulen sind Kleiderhaken, und an diesen hängt die Toilette der Werkhäusler. Alles zieht an mir vorüber: die Papierstöße, die Menschen, die jungen und alten, die intelligenten und die elendsblöden, die Galerie alter — Kleider.

Da stehe ich schon vor dem Kessel, setze mein Häferl an den Rand und bekomme von einem Mädchen anderthalb Schöpflöffel eines dicken graubraunen Gemenges eingegossen.

Damit ging ich in den Zweiersaal zurück und überlegte, was das wohl sein mochte. Ich tippte auf eine Einbrennsuppe, wagte es aber nicht bestimmt zu behaupten. Das Gemenge roch nach Kleister, oder hatte sich dieser Geruch schon soweit bei mir eingenistet, daß ich nicht mehr unterscheiden konnte? Es war auch zu dick für eine Einbrennsuppe. Darin mußte ja der Löffel stecken bleiben. Der Löffel?

Neue Verlegenheit. Ich hatte keinen Löffel. Wenn man eine Suppe gibt, dem muß man auch einen Löffel geben. Hier war es anders. Ich hatte wenigstens damals noch keinen Löffel bekommen. Schon wollte ich das als Vorwand nehmen, um auf das wenig anregende Frühstück zu verzichten, da mißdeutete aber der väterliche Kamerad gegenüber meine Miene, und er bot mir seinen



Löffel an. Der Alte war ein reinlicher Mensch. Auf dem Löffel lag eine bereits verhärtete Kruste seiner eigenen letzten Mahlzeiten. Er nahm also seinen Taschenmesser und kratzte die Ueberbleibsel ab, so gut es ging. Dann reichete er mir den Löffel. Nun friß, Vogel, oder stirb! Ich hatte den ehrlichen Willen, zu essen, und wollte nicht auffallen. Ich machte mich also darüber und sehnte den Hunger herbei. Ein, zwei, drei Löffel voll würgte ich hinunter; ich mußte doch wenigstens ergünden, was ich zum Frühstück hatte. Einige Kümmelkörner verleiteten mich abermals zu der Annahme, daß es Einbrennsuppe sei. Dagegen sprach aber mehr als eines. Einbrennsuppe setzt sich zusammen aus Mehl, Schmalz, Wasser, Salz und Kümmel. Schmalz und Salz fehlten. Es blieb ein gebräunter Mehlpapp mit Kümmel. Alles zusammen schmeckte, wie etwa Kleister schmecken mag: Kleister mit Kümmel! Es roch auch so. Ich würgte weiter und aß Brot dazu, noch drei Löffel voll und noch einen. Da stieg es vom Magen herauf . . . das Gefühl unüberwindlichen Ekels. Noch einen Löffel voll, und ich gebe zurück was du mir da aufzwingst . . . so sprach mein Magen zu mir und ich gehorchte, stellte das halbvolle Häferl unter den Tisch und ein zweites gleich in den dicken Brei hinein, um vor den Augen des Aufsehers und meiner Kameraden zu verbergen, daß ich diese Kost nicht vertrage. Ich durfte niemand trauen. Dennoch fragte ich mein Gegenüber:

„Was war denn heut für a Suppen?“

„Einbrennsupp'n.“

Also doch! Ich hatte mich also nicht getäuscht. Ich wurde ordentlich stolz auf mich und freute mich, daß ich von selbst der Werkhausköchin auf ihr Geheimnis gekommen war. Nach der nächsten Mahlzeit büßte ich allerdings mein Selbstvertrauen wieder ein wenig ein. Ich hielt das Kraut, das ich bekam, für Kohl. Von da



ab brütete ich Rache und wurde in meinem Urtheil vor-  
sichtiger. Solche Rätsel hatte mir noch keine Köchin  
aufgegeben.

„Wenn gute Reden sie begleiten, dann fließt die  
Arbeit munter fort.“ Schiller hat recht. Die Arbeit war  
bald im Gang und ebenso die Unterhaltung.

„San S' mit'n Dampfschiff kommen?“ fragte mich  
der Blauschurz.

„Mit'n Dampfschiff? Was meinen S' damit?“ gab  
ich dunun-ehrlich zurück. Der andere lachte, und das  
Lachen wirkte ansteckend. Alle lachten. Der blonde  
Dreißiger neben mir, dem das Schicksal eine anliegende,  
ungeflickte Werkhaushose beschieden hatte, mein Gegenüber  
zur Rechten, der bisher kaum von mir Notiz genommen  
hatte, und auch der andere Nachbar, der Blauschurz lachte.  
Dieser hatte etwas Exotisches an sich: ein rotes Tuch als  
Leibgurt.

„Das Dampfschiff ist der Schubwag'n. San S'  
von der Polizei zuag'stellt word'n?“

„Nein. Ich bin freiwillig herein'gangen.“

„Freiwillig?“ Er schüttelte mitleidig sein Klein-  
meisterhaupt, so als ob er sagen wollte: Armer Teufel,  
was muß dir alles g'schehn sein, bis du so weit kommen bist.

„Es hat's mir einer ang'raten,“ log ich ihm vor,  
und ironisch fügte ich noch hinzu: „A guater Freund!“

Da fuhr er auf: „Den guaten Freund spucken S'  
ins G'sicht, der Ihna dös g'raten hat. Da herin san S'  
verkur'n. Wann m'r herin no so fleißig san, draußn  
hassen s' uns do Pülcher . . .“

Er vergrollte allmählig, schluckte die Worte und  
brumnte schließlich noch einiges in den Bart, das ich  
nicht verstehen konnte. Plötzlich gewann er wieder die  
Stimme: „. . . Und da muas man exparte no a Weaner



sein, daß m'r dö Wohlthat hat." Wieder dasselbe Spiel, das langsame Bergrollen seines Unmuts, die Selbstgespräche, und schließlich sagte er bitter: „Älser städtische Arbeiter . . . mir können stolz sein auf unsern Charakter!“

Dann nahm er einige Zigarrenstummel aus dem Sack — er hatte sie in Papier gehüllt —, zerlegte einige so, daß die Innenseiten nach außen gefehrt waren, schob das Kraut in den Mund, verzog einigemale das Gesicht zu greulichen Grimassen und arbeitete dann wieder munter fort. Er hatte seinen Gleichmut wieder gewonnen.

\* \* \*

Mein Gegenüber zur Rechten hatte außer dem Lachen von vorhin noch kein Zeichen von sich gegeben, daß er von mir Notiz genommen. Er arbeitete ohne Raft fort. Mit seinen tiefliegenden Augen stierte der hohlwangige Mann auf die roten Papiersäcke vor ihm. Seine knochigen Hände waren ungemein flink. Ich wollte eine Weile um die Wette mit ihm arbeiten. Da er zweitausend und ich eintaasend zu machen hatte, mußte er in derselben Zeit das doppelte produzieren. Daran wollte ich den Grad meiner Fertigkeit messen. Eine Weile ging's, fünf, sechs Säcke lang hielt ich in diesem Verhältnis Schritt, dann aber überholte er mich gewaltig. Er brachte sechs fertig, ehe ich einen Sack gefleht hatte. Dies wiederholte sich einigemale, und ich wurde ein wenig zaghaft. Ich wendete mich an den Fleißigen mit der Frage: „Was g'schieht dem, der seine Sackeln net fertigbringt?“

„Sie werd'n scho' firti,“ versicherte er mir.

Er pausierte einen Augenblick und wendete mir sein Gesicht voll zu. Die Bartstoppeln machten sein Gesicht noch düsterer.

„Ist's schon vorgekommen, daß einer sein Pensum nicht fertiggebracht hat?“



„Das was i net!“

„Sind Sie scho' lang herinn'?“

„Bier Monat jetzt!“

„Warum gehn S' denn net hinaus?“

„I hab' d'Aufficht!“

„Polizeiaufficht?“

„Ja! Da hat m'r nur da herin a Ruah!“

Er wurde endlich gesprächiger. „Für unseran' is' da am besten. Was woll'n S' anfangen? Sie dürfen draußt' nirgends hingehn, in ka Wirtshaus, in ka Kaffeehaus, auf kan' öffentlichen Belustigungsort, nirgends, wo Leut' z'sammkommen, in Prater net, in ka Theater, zu kaner Musi, in ka Kirch'n. Nur zehne müassen S' z'Haus sein, und nur fünfe dürfen S' net das Haus verlassen. Da is' schwer, a Arbeit z'krieg'n. A Mensch, der si net frei beweg'n därf, is' scho verlur'n!“

Jetzt wurde auch sein zweiter Nachbar lebendig. Er lachte mit seinem slavischen Gesicht breit zu mir herüber. So stark war in mir die Empfindung, daß er ein Tischehe sei, daß ich jetzt, da er zu sprechen begann, ganz erstaunt war, ihn im unverfälschten Erdberger Dialekt sagen zu hören:

„I hab' mei Aufficht bald aberg'rissen.“

„Wie lange haben Sie's denn?“

Er streckte den Zeigefinger der rechten Hand in die Höhe.

„Ein Jahr?“

Er nickte.

„Und Sie?“ Damit wendete ich mich an den Zweiten. . .

„Ich hab' drei Jahr'," sagte er trüben Tones. Dann verfiel er in schlimmes Selbstgrübeln. Hie und da entschlüpfte ein Wort dem Gehege seiner schwärzlichen Zähne. „Was hab'n S' g'sagt?“ fragte ich einmal über das anderemal, da ich dachte, er spreche zu mir.



„A, mir hab i g'sagt zu Ihna,“ plakte er geärgert heraus — „i hab' m'r nur selber a Antwort geb'n,“ beendete er freundlich. „Es verfolgt an' manches. Wo war'n denn Sie zuletzt?“

„In der Kofau.“

„Sag'n S' m'r, existiert no das Café Bofsch?“

„Bofsch? Bofsch?“

„In der Porzellangassen, am Eck von der Berggass'n.“

„Das in dem einstöckigen Haus?“

„Ja.“

„O, das is schon lang demoliert, schon etliche Jahr'.“

„Da bin i häufig hin'kommen in die Siebziger-Jahr. Es is dort stark g'spielt word'n.“

„An der Stelle steht heut ein großes, modernes Kaffeehaus,“ klärte ich ihn weiter auf und dachte dabei, wie lange der arme Teufel wohl schon die Freiheit entbehren muß. Nicht viel später sagte er mir, daß er drei Jahre in Stein gefessen sei. Auch erhob er keinen Widerspruch, als ich am Abend so gesprächsweise hinwarf, daß er wohl schon öfter im Gefängnis gewesen . . . Da er mir versprach, mir bei meinem „Tausender“ zu helfen, hatte ich Gelegenheit, mich freier zu bewegen.

\*                      \*

Noch am Vormittag packte mich, nicht allzu lange nach dem opulentem Frühstück, die Sehnsucht nach einer Zigarette. Im Saal rauchten nur die Aufseher. Da war es also nicht erlaubt. Ich ging rekognoszieren. Auf dem Gang sah ich eine Tafel angeschlagen, laut der der Genuß geistiger Getränke, jedes Spiel und das Rauchen in allen Räumen des Hauses verboten ist. Dennoch versuchte ich mein Glück und ging abseits. Eine Vorhalle, von der eine mächtige Tür ins Freie führt, nahm mich auf. Zur Linken war ein Gang, in den



die Aborte mündeten. Hier traf ich eine Anzahl Raucher. In diesem kalten, zugigen Gang, in dem Karbol und die Ausdünstung der acht offenen Aborte der Nase eine nicht gerade angenehme Abwechslung bereiteten, standen, gingen und lehnten einige Leute herum und rauchten. Einige Pfeifen, die Mehrzahl Zigaretten. Auch ich hatte mich vorgelesen mit entsprechender Qualität, um nicht Anstoß zu erregen. Ich steckte mir also eine „Drama“ an, und so bewehrt machte ich mich an die Abortvisite. Das ist nun einfach ein Skandal, wie in dieser städtischen Humanitätsanstalt die Aborte beschaffen sind. Es sind durchwegs offene Aborte, über dem Siebbrett so verschallt, daß jeder zum Geradesitzen gezwungen ist. Das ist der einzige Vorteil. Sonst haben die Aborte nur Nachteile. Alle Aborte sind in jeder Hinsicht offen und frei zugänglich. Kein Deckel wehrt die Kanaldüfte ab, und keine Türe schließt die einzelnen Aborte ab. Es sind durchwegs offene Verschläge, in die jeder jederzeit sehen kann. Man gewinnt den Eindruck: Für den Werkhäusler muß alles gut genug sein. Dazu kommt die primitive Art der Ventilation. Es ist einfach ein Fensterflügel ausgehoben, und durch diesen streicht die kalte Winterluft frei hinein. Die Arbeitsäle sind dank einer Zentralheizung so gut temperiert, daß die Arbeiter mit der Hausmontur — einem Hemd und der Zwilchhose — genügend bekleidet sind. Die meisten von ihnen gehen aber in derselben Montur auch auf den Abort, ohne schützende Hülle. Die bedeutet in der jetzigen Jahreszeit immer einen jähen Temperaturwechsel von mindestens 15 Grad. Dazu kommt noch das Entkleiden und das bei den Werkhausarbeitern grassierende Darmleiden — der Werkhauskatarrh wie er im Allgemeinen Krankenhaus heißt — das eine stärkere Frequenz der Aborte zur Folge hat . . . so gelangt man zu einer Summe



von Gefahren für die Gesundheit und das Leben der Werkhäusarbeiter, von denen sich die wohlthätigen Herren im Rathhaus wohl nicht träumen lassen, sonst hätten sie schon ihres Seelenheils wegen, Abhilfe geschaffen. Mit hundert Gulden ginge es.

So also ist der „Rauchsalon“ der Werkhäusler beschaffen, der Rauchsalon, die Erholungsstätte. Hier geben sich die Freunde Rendezvous, um ungestört von den Aufsehern einige Minuten Freiheitsluft atmen zu können: die Freiheitsluft der offenen Aborte. Dennoch geht jeder gern dorthin — eben weil er sich ohne Aufsicht weiß und weil er dort rauchen kann. In der Vorhalle steht häufig ein Wachmann. Dem weichen auch die Werkhäusler gern aus. Darum ist die Vorhalle nur benützt, wenn der Wachmann sich im Innern des Gebäudes aufhält. Dann rauchen die Arbeiter hier, wo sie nicht so unmittelbar die Annehmlichkeiten des Aufenthaltes zu spüren bekommen.

\*                      \*

Da bilden sich dann Gruppen. Reden fliegen hinüber, rohe Scherze werden gemacht, Abenteuer und Erlebnisse werden erzählt, und hier wird auch die liebe Jugend unterrichtet, die der väterliche Magistrat im Werkhaus unterbringt, damit sie etwas Ordentliches lernen sollen. Hier ist auch der allerdings wenig angenehme Platz des Beobachters. Von jedem kann er Interessantes hören. Da gleich ein junger Bursch von etwa zwanzig Jahren. Er erzählt gerade seine Erlebnisse vom Sonntag und klagt, daß er schon wieder kein Geld hat.

„Dö paar Zigarett'n san 's Anzige, was m'r blieben is. 60 kr. hab i Ueberverdienst g'macht vorige Woch'n. A Zwanziger is' fürs Theater aufgangen . . .“



Was für a Theater?“ werfe ich ein.

„Ins Theater an der Wien bin i Nachmittags gängen.“

„War's schön?“

„I geh' ja jeden Sonntag . . .“

\* \* \*

Die Schließung der Branntweinschänken am Sonntag wird von den Schankbesitzern unter anderem auch mit dem Argument bekämpft, daß sie meinen, es kann sich jeder ja schon am Vortage den Branntwein kaufen und ihn dann zu Hause trinken. Sie erblicken darin in ihrer Menschenfreundlichkeit eine Gefahr für die Familien der Branntweinsäufer und meinen, daß es nicht weniger Branntweintrinker geben werde, wenn sie die Buden geschlossen haben. Sie vergessen dabei mit Absicht auf den Werkhäusler. Der ist auf den Sonntagsausgang angewiesen und kann sich nicht am Tage vorher mit Branntwein versorgen, und gerade der Werkhäusler wird durch seine soziale Lage in die Branntweinschänke getrieben. Das entnehme ich folgendem Gespräch zwischen zwei anderen:

„Is' bei euch im Saal gestern Abends aa so zua gängen, wia bei uns? Da hab'n wieder a paar Käusch g'liefert. Mit all'n hab'n s' um'ghaut!“

„Was soll m'r denn tun? Ins Wirtshaus kann m'r mit die paar Netsch Ueberverdienst net gehn. Was is denn a Guld'n heutzutag! Gar nix. Beim Branntweiner kann m'r aber um dreißig Kreuzer scho' an ordentlichen Kausch z'sammenbring'n.“

„Sie werd'n do' net um dreißig Kreuzer Branntwein trinken?“ menge ich mich in das Gespräch.

„Ja, warum denn net? Früher amal war m'r nix z'stark. Heut, wann i zwaa Lee trinf', bin i firrti. Dö



Kost bringt an' ja ganz aba. D' ganze Woch'n kriegt m'r nix zum trinken, und da vertragt m'r halt nix mehr."

Der ganze Bursch, der so spricht, ist höchstens zwanzig Jahre alt!

\* \* \*

Alle Montag müssen die Werkhäusler baden. Kaum bin ich wieder auf meinem Platz, als ein Aufseher in den Saal ruft: „Baden gehn! Erste und zweite Reih!“ Die beiden Reihen erheben sich und stürmen zur Tür. Mein Blaschurz brummt:

„Am Montag richt't m'r amal nix aus. Alle Augenblick was anders!“

Auch an ihn kommt die Reihe. Ich, als Zuwachs, der eben erst gebadet, bleibe sitzen und habe nun Muße, mich ein wenig genauer im Saale umzusehen. Unter den Tischen liegen gefüllte Papiersäcke. Es sind die Garderobenkästen der Netteren. Die anderen lassen ihr „G'schlamp“ die ganze Zeit über auf dem Haken hängen. Lumpenballgarderobe! Alles zerrissen und zerschliessen. Die Säle haben Oberlicht. Kein Blick ins Freie. Nichts als ein Stückchen des verdüsterten Himmels ist zu sehen.

\* \* \*

Der Ueberverdienst ist jene Einrichtung im Werkhaus, durch die laut Hausordnung dem Arbeiter Gelegenheit geboten sein soll, sich „auch die Mittel zu schaffen, nach freier Wahl einer Beschäftigung wieder nachgehen zu können“. Wie es damit in Wirklichkeit beschaffen ist, werden wir gleich sehen. Der Aufseher ruft in den Saal: Ueberverdienst! Sofort springen etwa zwanzig Arbeiter von ihren Plätzen und laufen dem Ausgang zu. Die weitaus überwiegende



Mehrzahl bleibt sitzen. Entweder sind sie nicht so flink oder dank der guten, kräftigen Kost nicht so ausdauernd, um etwas über ihr Pensum fertigzubringen, oder aber es ist ihnen schon alles eins, sie verzichten auf die paar Kreuzer Ueberverdienst, wissen sie doch, daß das nicht das geeignete Mittel ist, sie aus ihrer Lage zu befreien. Für das doppelte Kleben von 1000 Papiersäcken wird acht Kreuzer bezahlt. 2000 Papiersäcke ist sein Pensum; wie viel kann er noch darüber verdienen? Es gibt einige unter den paar hundert Werkhausarbeitern, die im Stande sind, im Tag 5000 bis 6000 fertigzubringen. Auch diese nicht gleichmäßig Tag für Tag. Es kommen Tage der Abspannung, wo sie nur 3000 fertigbringen. Nehmen wir aber einen durchschnittlichen Ueberverdienst von 3000 im Jahr an, so sind das täglich 24 kr. oder in sechs Tagen 1 fl. 44 kr. Am Sonntag hat er dann Ausgang. Er kann den ganzen Tag bis 7 Uhr Abends wegbleiben. Tut er es, dann ist sein Ueberverdienst beim Teufel. 1 fl. 44 kr. ist eine so geringe Summe, daß er garnicht weiß, wo er anfangen und wo er aufhören soll mit dem Geldausgeben. Soll er damit seinen Hunger stillen, soll er sich ein bescheidenes Vergnügen damit erkaufen, oder soll er damit seine geringen Bedürfnisse während der Woche decken, sich etwas Tabak kaufen? Oder soll er damit sich Wäsche und Kleidung schaffen, sich ein Quartier aufnehmen und damit ein neues Leben beginnen? Oder soll er damit auf die Arbeitsfuche gehen? Die meisten verleppern wohl die paar Kreuzer und kommen dann Abends ebenso arm heim, wie sie am letzten Sonntag heimgekommen sind. Das ist nur natürlich. Mit den paar Kreuzern kann er sich überhaupt nichts kaufen, als höchstens ein bescheidenes Vergnügen neben der Sättigung seines Magens. Der eine ein Theaterbillet, der andere einen Branntweinrausch . . . Jeder nach



feiner Art. Es fehlen die Voraussetzungen, daß er durch den Ueberverdienst sich je befreien könnte. Der Ueberverdienst müßte höher sein, die Arbeitskraft dürfte also mit Hilfe der Werkhausleitung nicht so ausgebeutet werden, es müßten durch nahrhaftere, bessere und reichlichere Kost die Werkhausarbeiter leistungsfähiger gemacht werden, und es müßte endlich — und das wird für Komunalbeamte wohl das Schwierigste sein, die Spreu vom Weizen geschieden werden, es müßte individualisiert, mit der Schablone gebrochen werden — es müßte dort, wo es noch möglich ist, die moralische Kraft, das Menschbewußtsein geweckt oder gehoben werden — dann, aber erst dann wäre es möglich, daß für so manchen, der heute ins Werkhaus geht, um davon dauernd nicht wieder loszukommen, das Werkhaus wirklich eine Uebergangsstufe von verelendetem zu besserem Leben werde. Wie es heute ist, kann davon keine Rede sein.

Die Einzelnen müßten sich wenigstens einen Teil ihres wöchentlichen Ueberverdienstes sparen, damit sie vielleicht nach zwanzig Wochen Uebergangszeit einige Gulden zusammenbringen, mit deren Hilfe sie sich draußen eine Wohnung nehmen und wenigstens zwei Wochen notdürftig leben könnten. Vielleicht, aber freilich nur vielleicht gelingt es ihnen dann, andere Beschäftigung zu finden. Dabei mußte ihnen die städtische Arbeitsvermittlung werktätig beistehen. Daß sich aber ein schlechtgenährter Mensch nach wenigstens siebenstündiger Wochenarbeit durch Wochen hindurch von seinem Ueberverdienst von 1 fl. 44 kr. — sagen wir 1 fl. in jeder Woche beiseite legt, um damit in zwanzig Wochen den Versuch zu machen, loszukommen, so viel moralische Kraft kann kein Mensch unter solchen Verhältnissen aufbringen. Das ist das beste Beispiel. Wie lange soll aber der sparen, der nur einen Tausender über das tägliche Pensum







gastliche Stätte aufsuchte, der Nachbar des alten Gewohnheitsräufers, dort verbrüdet sich das magistratische Kostkind, das in einer oder in einigen Lehren nicht gut getan hat, mit dem alten „Polizei-aufsichtler“, der nun der Lehrer des Jungen wird — überall grelle Kontraste auf dem Grundton der Verworfenheit, des Herabgekommenseins, der Rettungs-unmöglichkeit. Müssen in solcher Gesellschaft nicht alle edleren Regungen, die da und dort noch vorhanden sind, die nur geweckt zu werden brauchten, zu Grunde gehen? Muß der Gelegenheitsdieb, der bis vor vierzehn Tagen unbescholten war und dann eine Geldbörse stahl, in der wenige Kreuzer waren, der ein Gilet stahl, weil ihn ohne Gilet froh, muß der nach zehntägigem Arrest im Werthaus der Nachbar eines verworfenen Burschen werden, der trotz seiner Jugend schon siebzehnmals abgestraft ist? Muß der Dieb, den seine Schande noch bedrückt, der die eine Abstrafung noch als Schande empfindet, dieser edleren Regung nicht verlustig werden, wenn sich sein jüngerer Nachbar förmlich damit prahlt, daß er schon siebzehnmals bestraft ist, und wenn er mit einem gewissen Stolz auf den dummen Neuling herabsieht, der sich so leicht fangen ließ! Danach fragt niemand.

\* \* \*

Es kümmert sich auch niemand um den hübschen vierzehneinhalbjährigen Jungen, das magistratische Kostkind. „Setz di hin, wo Platz is.“ Das ist die Anweisung die er bekommt, und wenn die alten Gauner das lebendige Bürschchen dann in die Lehre nehmen, kümmert sich auch der Magistrat als Vater nicht darum. Er erhielt nur seiner Zeit von der Hausherrntochter, die in Verschwiegenheit am Zahlstock des Fingelhaujes entbinden wollte, die Tage für die Verpflegung



des Kindes und für die Aufnahme des Kindes in den Gemeindeverband, übernahm so gegen Geld die Vaterpflichten, aber er erfüllt sie nicht der Schablone, die heute noch Asyl für verlassene Kinder, morgen aber schon Werkhaus heißt. Der kleine Junge, von dem oben die Rede ist, kam in die „Hütten“, wie er selbst schon im Verbrecherjargon das Werkhaus bezeichnet, durch gütige Vermittlung der Polizei. Richard E. war Lehrling bei dem Bäcker Albert in der Josefstädterstraße. Nach seiner Erzählung gab ihn der Herr weg, weil sein Vorgänger im Gebäckhausiren nach seiner Entlassung zu den Kunden gegangen war und Beträge einkassiert hatte, die der E. hätte abliefern sollen. Der Herr verdächtigte ihn und gab ihn weg. Nach einiger Zeit Herumbagirens kam das magistratische Kostkind mit dem „Schub“ nach Wien und ins Werkhaus. Dort traf am Montag der Richard einen zweiten Lehrling des Herrn Albert, den Edmund S. Die beiden Jungen sollten sich im „Rauchsalon“ gegenseitig agnoszieren. Sie gerieten darüber in einen Wortstreit, aus dem hervorging, daß wirklich beide bei Albert waren. Da sie darum stritten, ob Albert Rosz und Wagen habe, warfen sich zwei andere Werkhäusler als Schiedsrichter auf. Beide wollen auch bei Albert gewesen sein. Ich wundere mich darüber, daß so viele ehemalige Bedienstete des Herrn Albert im Werkhaus enden; da sagt mir einer:

„Im Anfersaal sind noch fünfe, sechse, die alle beim Albert waren!“

Wäre es bei dieser Häufung von „Albert-Werkhäuslern“ nicht angezeigt, daß der Magistrat als „Vater“ des Richard die Verhältnisse bei dem Bäcker Albert doch ein wenig genauer erforschen würde, um zu erfahren, warum eigentlich das magistratische Kostkind Richard



G. nach der Lehre bei Albert im Werkhaus enden mußte? Jeder andere Vater würde seinem 14 $\frac{1}{2}$  jährigen Sohn diesen Dienst erweisen.

\*  
\*  
\*

Ich hatte schon etwa 600 Säcke gefleht, als eine Bewegung durch den Saal ging, der, wie ich hier erwähnen will, 43 $\frac{1}{2}$  Meter lang und 25 $\frac{1}{2}$  Meter breit, also ziemlich geräumig ist. Die beiden ersten Reihen wurden zum „Fraj“ gerufen. Jeder lief mit seinen drei Häserln auf den Gang und von dort durch den Einseraal in die Traiterie, die im Werkhaus die Beföstigung besorgt.

Dem Statistischen Jahrbuch der Stadt Wien 1897 zufolge betragen die Verpflegungskosten für den Tag und Kopf 1895: 21,88 fr. (23,38 fr.), 1896: 21,52 fr. (23,02 fr.) und 1897: 21,97 fr. (23,17 fr.). Die höheren eingeklammerten Ziffern sind die Verpflegungskosten während der rauheren Zeit, in der die Werkhausarbeiter auch ein Fröhsuppe (die oben geschilderte) bekommen. Im Durchschnitt der drei Jahre kommt also eine Verpflegungsgebühr von 23,19 fr. für den Kopf und Tag in der rauheren Zeit heraus. Mit dem Betrag läßt sich, so sollte man meinen, schon etwas anfangen — in eigener Regie. Diese hat nun das Werkhaus, wenn wir nicht irrig berichtet sind, nicht. Die Verpflegungsgebühren beim Militär betragen in Wien 18 fr. und das Brotrelutum 7 fr. In Summa also 25 fr. Dafür bekommen die Soldaten täglich einen halben Liter schwarzen Kaffee oder Suppe am Morgen, 22 Dekagramm Rindfleisch, Suppe und Gemüse mittags, und eine Suppe abends. Nur am Freitag ist Mehlspeistag. Im Werkhaus beträgt die Gebühr um 1,81 fr. weniger. Die Werkhausarbeiter bekommen aber nur dreimal in der



Woche „Fleisch“, dann höchstens nur 15 Dekagramm, außerdem eine elende Früh- und Abendsuppe und Gemüse, an drei Tagen überhaupt nur Suppe, Gemüse und eventuell Knödel, und an einem Tage eine ungesalzene und ungeschmalzene Mehlspeise, Der so resultierende Profit fällt dem Traiteur zu.

Ob die Kost täglich kontrolliert wird, ob der Verwalter oder sonst ein Organ täglich jede Speise kostet, wissen wir nicht. Geschieht es, dann volle Bewunderung dem Mann. Er hat zweifellos eine starke Natur.

„Heut gibts Kugeln für die Engländer,“ bereitete mich vor dem Mittagessen der Blauschurz vor. Er meinte damit die schmachhaften Knödel, die uns bevorstanden. Nachmittag fand ein Hausarbeiter beim Zusammenkehren einen solchen Knödel in blaues Papier gewickelt. Die Buben hatten ihn wirklich als Wurfgeschloß benützt. Da die Rettungsgesellschaft nicht erschien, scheinen sie niemand getroffen zu haben. Ich habe mir beide Knödel als Andenken aufbewahrt. Den einen habe ich mit Todesverachtung in meinem Magen für längere Zeit konserviert, und den anderen nahm ich seines anheimelnden Duftes wegen, fein säuberlich in Papier gewickelt, mit. Er verbreitet heute noch ein so köstliches Aroma von Kleister, daß ich jederzeit die angenehmen Empfindungen bei mir wieder wecken kann, die ich hatte, als ich seinen Bruder hinunterwürgte. Wie mit den Knödeln, so war es mit den anderen Speisen. Wie ich vermute, ja beinahe glaube, hatten wir außer den Knödeln noch Einbrennsuppe und dann Kraut, das ich anfänglich zwar für Kohl hielt, dann aber bestimmt als Kraut agnoszierte. Als guter Gemüsekenner habe ich es an einem grobgeschnittenen Blatt erkannt. Beides — Suppe und Gemüse — fand im „Rauchsalon“ sein Grab. Dort ist übrigens auch die Reinigungsstätte



für das Geschirr. In der Vorhalle sind vier Dreifüße aufgestellt mit niederen Faßkübeln. In zweien ist warmes, in den beiden anderen kaltes Wasser. Hier kann sich der „reimliche“ Werkhäusarbeiter seine Töpfe waschen. Höchstens 20 Liter heißes und ebensoviel kaltes Wasser müssen genügen, um die Töpfe von etwa 240 Arbeitern zu reinigen. Jeder hat drei. Zusammen gelten die 30 Liter Wasser also als Reinigungsbad für rund 700 Töpfe. Dennoch schwimmt auf dem so viel gebrauchten, schließlich jauchigen Wasser kein einziges Fetttauge. Glückliche Köchin, die solches im Stande ist!

Abends gab es Grieskoch. Der Blauschurz konstatierte freudig: „Heute ist es wenigstens gesalzen.“ Ich hatte darauf von vornherein verzichtet, kostete es bei einem andern und kaufte mir lieber die „Extrapost“, einen halben Liter schwarzen Kaffee um zwei Kreuzer; dazu um einen Kreuzer Zucker und ein „Schusterlaberl“. Die andern staunten mich wie einen Krösus an. Ich teilte mit meinem Helfer, dem ich übrigens noch zehn Kreuzer Lohn gegeben hatte. Wir schlürften eben das herrliche Gebräu, als ein „Ausgeher“ zum Tisch kam und etliche Cigarrenstummel zum Kauf anbot: „Schöne Tschit — achte um zwa Kreuzer!“ Lüstern blickten meine drei Schicksalsgenossen auf die wirklich schöne Ware; der Blonde, der Blauschurz und der Polizeiaufsichtler.

„Geb'n Sie's her!“ sagte ich und legte ihm ein Zehnhellerstück hin. Er hatte nicht zurück. Ein halbe Stunde später, als ich längst darauf vergessen hatte, brachte er mir drei Kreuzer Rest. Die Stummel hatten die drei ehrlich unter sich geteilt, und jeder dankte mir separat. Am zweiten Tag gab es eine Griesuppe, die ich wenigstens als solche erkannte und hinunterbrachte, ein Fettstückchen mit Fleischfasern daran und eingebrannte



Erdäpfel. Mein Nachbar war mir sehr dankbar, als ich ihm das Mahl offerierte.

„Wer kauft a Hemat, fünf Kreuzer!“ So kam jetzt rufend ein magerer Junge zu unserem Tisch. Niemand. Ich winkte ihn zu mir.

„Ich kauf dir's nicht ab, da hast so a paar Kreuzer, aber sag mir, warum willst du das Hemd verkaufen?“

„I brauch no fünf Kreuzer! Gestern hab i m'r um fufzehn Kreuzer Schuach kauft, dö muaf i m'r jetzt herrichten lassen; kost a wieder 25 bis 30 kr., und i hab nur zwanz'g.“

Ich sah mir sein Schuhwerk an. Er steckte mit bloßen Füßen in zerrissenen Gummigaloschen, die er sich mit einem Packpapierband unwickelt hatte, um ihnen Halt zu geben. Durch Fragen erfuhr ich, daß sein Vater ein Einspännerkutscher war, der durch ein Fußleiden genötigt ist, heute Wagenwascher zu sein. Er kann dem Jungen nichts geben, und so ist dieser schon seit Juli 1898 im Werkhaus. Er ist körperlich ganz heruntergekommen. Ich halte ihn für 14 bis 15 Jahre alt. Sein Handgelenk ist das eines Zehnjährigen, und er sagt mir, daß er schon 18 Jahre zählt. Während wir noch sprechen, kommt schon wieder ein anderer mit einem Rock. Ihn ausbreitend, ruft er sich selbst ironisierend:

„A schöner Rock wär zu hab'n. Es fehlt nix, als Ellbögen, a Kragen und a neu's G'stell, und der Rock war wieder guat!“

Ich streiche beobachtend im Saal herum. Ein ungeschickter Taschendieb ist mein Begleiter. Hier spielt — das Spielen ist verboten — eine Gruppe Domino. Die Steine sind aus Pappe und die Punkte mit Tinte darauf gemalt. Dort schreibt sich einer die Finger wund.



Die Briefauffchrift, die ich im Vorbeigehen lese: „Eier hochwolgeborene Gnade!“ läßt mich schließen, daß der arme Teufel irgend einen Reichen für sich interessieren will. An einem anderen Tisch stecken ihrer Drei die Köpfe über einem illustrierten Tratschblatt zusammen. Sie müssen diesen — Genuß teuer bezahlen. Da ist einer Leihbibliotheksbesitzer im Werkhäus. Sonntag für Sonntag bringt der industriöse Mann einige illustrierte Journale mit, die ihn zusammen vielleicht zehn Kreuzer kosten. Diese wandern nun die Woche über von einem zum andern. Hunderte lesen die Blätter und jeder muß einen Kreuzer Leihgebühr zahlen. Der findige Werkhäusler bekommt seine Auslagen zwanzigfach zurück. Das bedeutende Erziehungsmittel, gute Lektüre, fehlt im „Werkhäus“ ganz, wie überhaupt jede Erziehung.

Der Einsersaal vereinigt alle Honoratioren: einen Forstmeister, einen Postoffizial und den Geschäftsführer eines großen Restaurants im I. Bezirk. Alle drei hatten defraudiert, wanderten ins Gefängnis und werden im Werkhäus voraussichtlich solange bleiben, bis der Tod oder das Versorgungshaus sie ablöst. Außer diesen ist noch ein Baron, ein wirklicher Baron, der nicht Bezirkshauptmann geworden war, hier zu Hause. Der Senior ist bereits elf Jahre im Hause.

\*

\*

\*

Es war  $\frac{1}{4}$  8 Uhr geworden. Die Arbeit war längst fertig, nur die Ueberverdiener schufteten noch. Sie gönnten sich kaum Essenpausen und arbeiteten fast ununterbrochen von 7 Uhr früh bis halb 8 Uhr abends.

Einer der Aufseher rief in den Saal:

„Unreine! Bettzeug und G'wand holen!“

„Was bedeutet das?“ fragte ich.

„Dö, was Läus g'habt hab'n . . .“ klärte mich der Nachbar auf. Etwa zehn verließen den Saal. Eilig —



wie wenn sie Spiekruten liefen. Gleich darauf kam an mich die Reihe.

„Zuatwächs — Asyl!“ rief der Aufseher.

Das war mein Stichwort.

„Wir gingen mit ihm in den Sammelraum des Asyls und bekamen auf dem Wege dahin die Bettanweisung. Im Asyl kann man innerhalb drei Monaten immer sieben Nächte schlafen. Ein düsterer Saal. An den Wänden Bänke. Darauf schlafende und herumhockende Elendsgestalten. Die später Bekommenen lehnten an den Wänden oder standen in Gruppen beisammen. Hierher soll der Doktor kommen, um uns zu untersuchen. Eine Zigarette rauchend, ging ich auf und ab. Da trat ein etwa 35-jähriger Mann bescheiden und gedrückt auf mich zu:

„Werd'n schon entschuldigen . . . schenken S' m'r nachher den Stumpf.“

Ich offerierte ihm eine „Drama“, die er unter Dankesbezeugungen annahm. Er ist Kellner und bekam von Sternberg gebundene Marschrouten. Im Werkhaus muß er nun das Einlangen seiner Dokumente abwarten. Er jammert, daß er wieder einmal so weit ist.

„Asyl rechts, Werkhaus links!“ rief ein Aufseher in den Saal. Jeder suchte einen Platz und entblößte den Oberkörper. Der Arzt beleuchtete im Vorbeigehen jeden mit einer Kerze. In drei Minuten hatte er die etwa 80 Mann „untersucht“ und merkwürdigerweise trotz dieser „Gründlichkeit“ keinen Anstand gefunden. Auch die ärztliche Kunst geht nach Brot. Laut Amtskalender hat der Arzt 1200 Kronen jährlich. Er ist, wie mir ein Werkhäusler sagte, kein Anstaltsarzt, sondern ein „Freiheitsdoktor“, das heißt, er hat außerhalb der Anstalt seine Praxis.

Eine Viertelstunde später war ich im Schlaftaal. Meine Anweisung lautete: Saal 1, Bett 3. Es sind



hundert in dem Saale. Die Betten sind rein. Eisenbetten, harter Strohsack, Leintuch, harter Polster, doppelter Koken, das ist die Ausstattung. Hart, aber gut, weitaus das Beste im ganzen Hause und besser als im Asyl für Obdachlose. Die Schlaffäle sind in Seitenbauten im ersten Stock. Wir sprachen über die Beschaffenheit der Betten, da sagte einer ziemlich zutreffend:

„Das Obere (die Schlaffäle) sagt: I möcht! — das Untere: I kann net!“

Nach stundenlangem Wälzen auf dem Lager schlief auch ich der ersehnten Abschiedsstunde entgegen. Es war eine schlechte Nacht!

\* \* \*

Der Abschied wurde mir nicht allzu schwer gemacht. Mit Hilfe der paar Kreuzer, die ich von dem vorsichtswise wegen der eventuellen Kontrolle in allen Säcken versteckten Kleingeld noch übrig hatte, fand ich einen Helfer, der mit mir bis 11 Uhr vormittags den Tausender herunterarbeitete. Beim Rapport machte mir der Herr Verwalter durch eine gnädige Handbewegung kund, daß meine Bitte, nach dem Pensum losgehen zu dürfen, erfüllt sei. Nach halb 1 Uhr verließ ich meinen Platz, nachdem ich vorher im Saale vor allen übrigen mich umgekleidet hatte. Meine Freunde am Tisch, die meinen Lebensmut im Stillen bewundern mochten, versorgten mich mit Rat-schlägen, da ihre nunmehrige Mahnung, ich solle nicht leichtsinnig die „Wohltat“ in die Schanze schlagen, nichts gefruchtet hatte. Der einjährige Aufsichtler meinte:

„Wann S' aber do ka Quartier kriag'n, so kommen S' nur her ins Asyl — da hab'n S' sieben Täg' frei!“

Es war der letzte Gruß!



## Im Zeichen der roten Laterne

### Ein Tag bei der Rettungsgesellschaft

„Die Rettungsg'sellschaft!“ Die Leute bleiben stehen und schauen dem schwarzen Räderkasten nach, der durch die Straße saust. Das dumpf-rollende Pfeiffsignal ertönt fast unausgesetzt, und eh' man sich noch recht umgedreht, ist der Wagen schon wieder außer Sehweite. Fünfzehn Jahre schon ist unser Straßenleben um dieses Bild reicher, und doch bleiben immer noch die Leute auf der Gasse stehen, wenn der Rettungswagen naht. Die rote Laterne am oberen Rande der Brustwand des Wagens, die rotvioioletten Kappen der Rettungsmänner auf dem Rutschbock müssen beruhigende Vorstellungen erwecken, sonst wäre das Interesse für den Rettungswagen kein so lebendiges mehr . . . man hätte sich an seinen Anblick so gewöhnt wie an den Anblick eines schnellfahrenden Ziafers. Während der aber eher beängstigt, beruhigt uns der Rettungswagen, durch die Vorstellung, daß er so schnell fährt, um Menschen zu helfen, ihnen in ihrer plötzlichen Pein erste Hilfe zu bringen. Und das ist in der Millionenstadt, wo sich tausend hilfbereite Hände finden, nicht so leicht, erste Hilfe zu bringen, früher an Ort und Stelle zu sein wie der oft im Nebenhause wohnende Arzt, und Minuten bedeuten oft ein Menschenleben. Eine Blutung, die eine Minute zu spät gestillt würde, kann schon Verblutung sein, ein Gift kann den vollen Effekt seiner Wirkung gerade in der Minute äußern, um die die Hilfe zu spät kommt, bei Erstickungsanfällen können Sekunden maßgebend sein. Dem bereits Erstickten bringt der Luftröhrenschnitt und die Einführung der Kanüle nicht mehr Rettung. So gibt's hunderte von Fällen, in denen nur raschestes Eingreifen Hilfe bedeutet.



Nach solchem Prinzip muß denn auch ein Rettungsdienst organisiert sein. Die Rettungsmänner vom Stubenring haben solchen Dienst. Es kann kaum ein ruhigeres Haus geben als die Zentrale der Freiwilligen Rettungsgesellschaft. In seinen Räumen wird fast kein lautes Wort gesprochen. Was die Techniker erdormen haben, Verständigunqsmittel ohne viel Geräusch zu schaffen, ist hier in Verwendung. Ein halb Duzend verschiedener Glockensignale, die dem immer vernehmbar sind, den sie anqehen, ersetzt die Kommandoworte, mit denen sonst weise gespart wird. Nur so ist es möglich, daß zwischen der telephonischen Meldung und Aufnahme eines Unfalls und der Abfahrt des Wagens selten mehr als eine Minute verstreicht. Zehn Aerzte machen abwechselnd Dienst. Vier von ihnen haben stets Inspektion, und einer dieser vier ist der „Führer“, das heißt der Verantwortliche. Er ist stets in der Nähe des Telephons.

Jetzt klingelt's.

In der nächsten Sekunde schon hat der Arzt die Hörschale am Ohr. Man hört nur ein halbes Telephongespräch:

„Rettungsgesellschaft“ . . .

„Wo?“ . . .

„Gasse?“ . . .

„Nummer?“ . . .

„Wer meldet?“ . . .

„Danke!“ . . .

Während der „Führer“ dies spricht, drückt er schon auf einen Knopf, der eine Klingel in Bewegung setzt, die die Aerzte und Diener verständigt, daß etwas los ist. Der Beamte steht bereits beim Tagebuch. Jetzt gibt der Führer das Hörrohr aus der Hand:

„Dr. K. . . . — Gegenmittelfasten — Irren-  
gurten — Mariahilferstraße zirka 100, Ver-  
giftung.“



Der ausfahrende Arzt und die zwei Diener sind auch schon bei der Tür draußen, und ehe noch der Beamte ein Wort geschrieben, rollt der Rettungswagen schon beim Tor hinaus, besetzt mit dem Rettungspersonal und ausgestattet mit den nötigen Rettungsmitteln. Der Führer sagt dem Beamten an: „10 Uhr 25, Meldung Mayer und Sohn, Mariahilferstraße Nr. . . .“ und wendet sich schon einem Ambulanten zu, der auf der Station erste Hilfe sucht. Der Beamte trägt nun in sein Buch ein:

„P. N., 7625, 10 Uhr 25 melden Mayer und Sohn, Mariahilferstraße Nr. . . ., die Vergiftung eines anscheinend Irrsinnigen, Mariahilferstraße zirka Nr. 100. Arzt: Dr. A . . .; Diener: J. B.“

Der Beamte hat diese paar Zeilen noch nicht geschrieben, und der Rettungswagen ist gewiß schon beim Schwarzenbergplatz, denn kaum zehn bis zwölf Minuten nach der telephonischen Meldung ist der Wagen schon vor dem Hause Nr. 100 der Mariahilferstraße und verabreicht der Arzt dem Vergifteten auch schon die entsprechenden Gegenmittel, die er im „Gegenmittelkasten“ mitführt.

Inzwischen arbeitet die „Ambulanz“. Ein Druckereihilfsarbeiter erscheint mit einer Hautlappenwunde auf der rechten Hand, die er mit einem schmierigen, blutgetränkten Tuch umwickelt hat. Ein zweiter Inspektionsarzt und zwei der anwesenden Mediziner, die zu Studienzwecken auf der Station sind, sind um ihn bemüht. Der Mann im blauen Arbeitskittel wird zunächst aufgefordert, sich in den Operationsstuhl zu setzen. Der Stuhl ist so eingerichtet, daß er bei Ohnmachtsanfällen der Hilfesuchenden sofort in ein Ruhebett umgewandelt werden kann, ohne daß der Hilfebedürftige aufzustehen brauchte.

„Setzen Sie sich!“ . . . sagt der Arzt.

Ein Mediziner ergreift die verletzte Hand und befreit



sie von dem schmierigen Tuch. Der Diener hat schon auf dem kleinen Operationstischchen die Eiterschalen gerichtet, der Arzt nimmt aus einem Glas die karbolgetränkten Wattepfropfen, und der zweite Mediziner macht den Schlauch des Irrigators los. Das alles ist das Werk weniger Sekunden. Die Wunde liegt bloß.

„Wie ist Ihnen das geschehen?“

„Ich bin in die Maschine gekommen.“

Weiter fragt der Arzt nicht. Der Irrigator ist in Funktion. In dünnem Strahl rieselt das Karbolwasser auf die Wunde, diese von der Fett- und Blutschichte reinigend, die sie verklebt. Die bereits gestillte Blutung beginnt wieder, die Wunde von innen heraus reinigend. Das ist notwendig.

Eine Minute später beginnt das Verbinden. In kurzen Intervallen sagt der Arzt: „Kompressen“, „... formgaze (das Wörtchen „Jodo“ wird erspart), Watte“, „Armschlinge“. Er sagt es ruhig, ohne Aufregung, ohne nervöse Hast, der Verletzte hört es kaum, und ebenso ruhig aber rasch reichen die assistierenden Mediziner und die Diener das Gewünschte. In kaum drei Minuten ist das Rettungswerk vollbracht. Nun erst wird der Schützling gefragt: Wer er sei, wo und wie es ihm geschehen? Unser Patient ist Druckereiarbeiter. Er hatte seine außer Gang befindliche Maschine gepuzt und dabei den Zuruf des Maschinenmeisters, der die Räder in Gang setzte, überhört. So war er mit der rechten Hand in die Maschine geraten, und es war ihm in der ganzen Breite der oberen Handfläche die Haut aufgerissen worden, so daß die Fingergelenke fast bloßlagen. Das alles giebt er ruhig an. Der Beamte steht dabei und notiert, um die Eintragung vornehmen zu können. Der Arzt giebt ihm kurze Weisung, was er weiter tun soll. Eine Minute



später verläßt der Verbundene die Station mit einem:  
Ich danke schön, meine Herren.

Zwischen Kommen und Gehen liegen nicht ganz  
sechs Minuten.

Es klingelt wieder. Die Polizei-Inspektion Süd-  
bahnhof meldet eine — Ohnmächtige.

„Herr Winter, wollen Sie mitfahren?“

„Ja“.

„Dann schnell.“

Wir sitzen im Wagen. Das rumpelt und rumort,  
daß man sein eigenes Wort nicht versteht. Schreiend  
erklärt der Arzt die Einrichtung. Der Wagen ist vorne  
an der Lenkstange und im Innern mit elektrischem Licht  
versehen, das durch die Stellung eines kleinen Hebels  
aus- und eingeschaltet werden kann, wie man's eben  
braucht. Eine kleine Blechbüchse reguliert die Temperatur  
im Wagen. Es ist ein sogenannter Natron-Carbon-Heiz-  
apparat, der, einmal in heißes Wasser gesteckt, 24 Stunden  
lang Wärme ausstrahlt. Wo wir fahren, bleiben Leute  
stehen und sehen dem Wagen nach. In zehn Minuten  
hält der Rettungswagen vor dem Südbahnhof. Der  
diensthabende Wachmann weiß noch gar nicht, daß etwas  
geschehen ist, aber die Gepäckträger weisen uns in die  
Ausfahrtshalle.

Dort ruht auf einer Bank ein Proletarierweib. Die  
Lippen sind braunrot, wie mit gestocktem Blut umrändert.

„Sie hat sich in d' Zungen 'bissen,“ sagt der Wach-  
inspektor.

Die Sanitätsdiener haben einstweilen die kleine  
Sanitätstasche geöffnet, die bei allen Ausfahrten mit-  
genommen wird — sie ist sehr handlich, mäßig im Gewicht  
und enthält doch so ziemlich alles, was man sich bei  
kleineren Unfällen als nötig denken kann: doppeltes Ver-



handszeug, Schienen für Brüche, Phiolen mit „Gegengiften“, ein kleines Medikamentenkästchen, eine zweiteilige kleine Instrumententasche, eine Frottierbürste (für die aus dem Wasser Gezogenen), einen Esmarchschen Schlauch zum Abbinden von Armen und Beinen bei Blutungen, Löffel, Trinkbecher, Kognak, Nieschmalz, Kirschlorbeer, eine Spritze für Injektionen, einen Jodoformstäuber, Sicherheitsnadeln, eine Uniformscheere zum Ausschneiden von Kleidungsstücken und zwei Vormerkbücher — in jeder Seitentasche eines —, das alles ist in der kleinen Sanitätstasche untergebracht, und zwar so untergebracht, daß man's auf einen blinden Griff findet.

Der Arzt öffnet der Frau, die in epileptischen Zuckungen daliegt, die Lippen. „Ein epileptischer Anfall,“ sagt der Arzt ruhig. Ohne daß er eine Anordnung getroffen hätte, haben die Sanitätsdiener bereits dem Tropfenkasten das Fläschchen mit Kirschlorbeer entnommen und auf einen Kaffeelöffel einige Tropfen gegossen. Der Arzt nimmt mit dem ruhigen Kommando:

„Ein Glas Wasser“ den Löffel und träufelt der Frau die Flüssigkeit in den Mund.

Die Frau redet irre. „I hab den Zug versamt. Wie ich 'raufkomm', lieg' i scho' da,“ erzählt sie.

Der Wachinspektor will sie aufklären: „Reden S' net, Sie haben den Zug schon no' erreicht, aber im Waggon san S' z'sammg'stürzt. Wir haben Ihna do aufsitrag'n.“

Für den Arzt ist dieses Zwiegespräch wichtig, denn er erkennt daraus, daß die Frau noch nicht ganz zum Bewußtsein gekommen ist.

„Eine Kompresse.“

Der Diener reicht ihm das Tuch, der Doktor reinigt die Lippen der Frau, die noch immer zuckt, wie wenn sie den Weitzstanz hätte. Jetzt kommt das Wasser. Sie



setzt das Glas an den Mund, stoßt es aber zurück mit den Worten: „Pfui Teufel, das ist bitter!“

Sie kann sich nun schon aufsetzen. Das Bewußtsein kehrt allmählig zurück. Schon eine Streifen . . . ist doch die erste Regung . . . Eitelkeit. Ihr Haar ist in Unordnung geraten. Sie ordnet es und entdeckt dabei den Abgang ihres Kammes.

„Wo ist denn mei' Kampl?“

Ein Wachmann hält ihn mit den anderen Effekten in der Hand. Sie steckt sich das Haar auf, richtet sich das Tuch und, unterstützt von zwei Sanitätsmännern, geht sie ins Parterre des Bahnhofgebäudes. Sie wird zur Protokollaufnahme auf die Polizeiwachstube gebracht, wo sie sich allmählig erholt.

Das Mütterchen wird redselig. Sie ist 63 Jahre alt und die Frau des Stationsdieners in Mödling, den nun seine 71 Jahre aufs Krankenlager geworfen haben. Ihr Sohn ist in der Südbahnwerkstätte Wien beschäftigt, und dem führt sie täglich das Mittagessen von Mödling nach Wien.

„'s kummt ihm do billiger als in die Wirts-häuser,“ erläutert sie den ökonomischen Hintergrund der auffallenden Tatsache, daß sich ein Wiener Arbeiter von Mödling sein Mittagessen bringen läßt.

„M'r soll si halt nia net kummeln. I bin so g'rennt, daß i no den Zug ertwisch, mein Gott, unseran lassen die Herren im Konsum bald lang warten. Wann die besseren Leut' kummen, dö geh'n vor, und a alt's Arbeiterweib muuß warten. I hab's Ihna eh g'sagt, daß i in Zug versam — 's hat aber nix g'mußt. Dann bin i halt so g'rennt mit mein Korb und wia i 'naufkumm, is aus. Der Arzt fragt die Frau: „Was haben S' denn gegessen heut?“

„Gessen? Nix no, mein' Kaffee in der Fruah.“  
„Kummen S' a bissel her,“ sagt der beim Schreibtisch



sitzende Arzt. Er schreibt die Meldung der Gesellschaft an die Polizei. Und die Frau geht.

„Na, es geht ja schon, Frauderl, glei wird's gut sein.“

Das ist das Glück der Frau, denn sonst wäre die Polizei in Verlegenheit gewesen, wo sie untergebracht werden soll für die paar Stunden der Erholung. Die Spitäler nehmen Epileptiker nämlich nur dann auf, wenn der Betreffende im Moment der Uebergabe ans Spital einen epileptischen Anfall bekommt. Sonst wird er abgewiesen. Auf der Polizei haben sie keinen anderen Raum zur Unterbringung solcher Kranker — als die Pritsche im Arrest. Und die Rettungsgesellschaft selbst ist auch in ihrer heutigen (1896) Zentralstation räumlich so beengt, daß sie kein separates Krankenzimmer einrichten kann. Seither hat die Gesellschaft längst für plötzliche Fälle zwei Krankenzimmer eingerichtet.

Auf der Station der Rettungsgesellschaften wird ein merkwürdiges Buch geführt: das „Simulantenbuch“. Es enthält Namen und Adressen aller derer, die so verelendet sind, daß sie ihren Lebensunterhalt dadurch erwerben, Anfälle von Epilepsie auf der Straße zu heucheln. Sie rechnen mit dem Mitleid der Vorübergehenden, die solchen armen Teufeln einige Kreuzer in den Hut werfen. Das treibt der Mann, bis der Rettungswagen in Sicht ist. Dann läuft er davon, oder sein „Anfall“ ist vorüber. Es mag ein Gradmesser für das Elend sein, daß etwa hundert Arme zu diesem Erwerbszweig in Wien Zuflucht nahmen, um sich durchs Leben zu schlagen. Trauriges Brot!

\*                      \*

Behleidiigkeit und Simulation war auch die Diagnose, die ein anderer Arzt bei einer zweiten Ausfahrt stellen mußte. „Mutter und Kind überfahren.“ So hatte die Meldung gelautet. Der „große Rettungs-



fasten“ wurde mobil gemacht, und fort ging's. Als der Wagen vor einer Möbelniederlage auf der Mariahilferstraße hielt, wo die „Verletzten“ einstweilen untergebracht worden waren, harpte schon eine große Menschenmenge des Kommenden.

Die Mutter sitzt schreiend auf einem Sessel in einer Tapeziererwerkstätte. Das Kind neben ihr auf einer Kiste.

„Na, wo fehlt's denn?“ fragt der Arzt. Die Frau, ein armes Maurerweib, die mit ihrem unehelichen Kind in Favoriten zu Bett ist, weist auf das Armgelenk. Der Doktor untersucht und findet nichts. Er drückt, und nun empfindet die Frau im Ellenbogengelenk Schmerz. Der Arzt untersucht dort, findet wieder nichts, und so wird der „Schmerz“ endlich ins Handgelenk verlegt. So wechselt der Schmerz, ohne daß der Frau etwas gebrochen oder verrenkt wäre. Dabei schreit sie fortwährend furchtbar. Das Kind ist heil. Der ganze Anfall reduziert sich auf eine leichte Kontusion. Der Arzt macht der Frau einen „Beruhigungsverband“, läßt einen Einspänner holen und schickt Frau und Kind nach Hause. Das Kind, ein lieber Baugehülfe, hat inzwischen Kaffee bekommen und ist glücklich über das „Glück“ des Unfalls. In dem Fall hätte eine ganz andere Rettungsgesellschaft eingreifen müssen, um der hungernden Proletarierin zu helfen.

\* \* \*

„Alferbachstraße — Straßengeburt!“ lautet eine nächste Meldung. Unterm Haustor Nr. 11 sind zwei ältere Zigarrenarbeiterinnen um eine junge Proletarierin bemüht.

„Tragbahre!“ ordnet der Arzt an.

Das Mädchen wird auf die Bahre gelegt, der Arzt untersucht die von Mutterwehen Befallene.

„Gebärklinif!“



Und fort geht's, nachdem eine aufhaltende Formalität erfüllt ist. Der Rauschwachmann will nämlich Name, Alter, Stand und ~~Tauf~~ Taufe noch was wissen. Der Arzt erfüllt den Wunsch. Knapp vor dem Ziele, dem Tor der Gebärklinik, kommt das Mädchen noch im Rettungswagen nieder. Der Diener kommt zum Fenster.

„Ausladen?“

„Hebamme soll kommen.“

Eine halbe Minute später schiebt sich eine rundliche Frau in den Rettungswagen, um das „Christkindl“ in Empfang zu nehmen, — es war der 23. Dezember. — Das Kind war asphyktisch, leblos, es athmete nicht, und der Arzt klopfte dem kleinen Wesen mit der flachen Hand auf die Brust und schüttelte es, um es zum Leben zu bringen. Die Wöchnerin athmet erleichtert auf. Der Arzt kümmert sich nicht um sie. Er hat nur Augen für das Kind. Zwei Minuten, und der jüngste Proletarier beginnt zu schreien, leise erst, dann immer stärker. Er reklamiert zum erstenmal sein Recht zum Leben, das ihm die Freiwillige Rettungsgesellschaft geschenkt hat. Wäre der Wurm nicht gleich in die Hände eines Sachkundigen gekommen, so wäre eine Totgeburt zu verzeichnen gewesen. Die Mutter empfindet dies.

„Was is' denn?“ fragt sie.

„Ein Bub!“ „Geb'n S' m'r die Hand, Herr Doktor.“

Sie drückt dem Retter die Rechte und will sie küssen. Es ist eine ungemein rührende Szene.

„A Bua! Der bringt si do leichter durch, als a Madel, küß' d' Hand, Herr Doktor, küß' d' Hand!“

Das Uebrige geht rasch. Mutter und Kind sind dank der raschen Hilfe außer Gefahr.

\* \* \*



Der „Führer“ kommt vom Telephon zurück: „So oft so ein Wachmann telephoniert, weiß man nicht, was los ist. Er schreit was hinein und klotet gleich ab.“ 25 Minuten später klingelt's wieder: „Schlaganfall — Landstraße Hauptstraße Nr. 110.“ Die Rettungsgesellschaft ist in 7 Minuten auf dem Platze,

„Na, drei Viertelstund' braucht's do nüt zu dauern.“ Das ist der Gruß, der den Rettungsmännern wird.

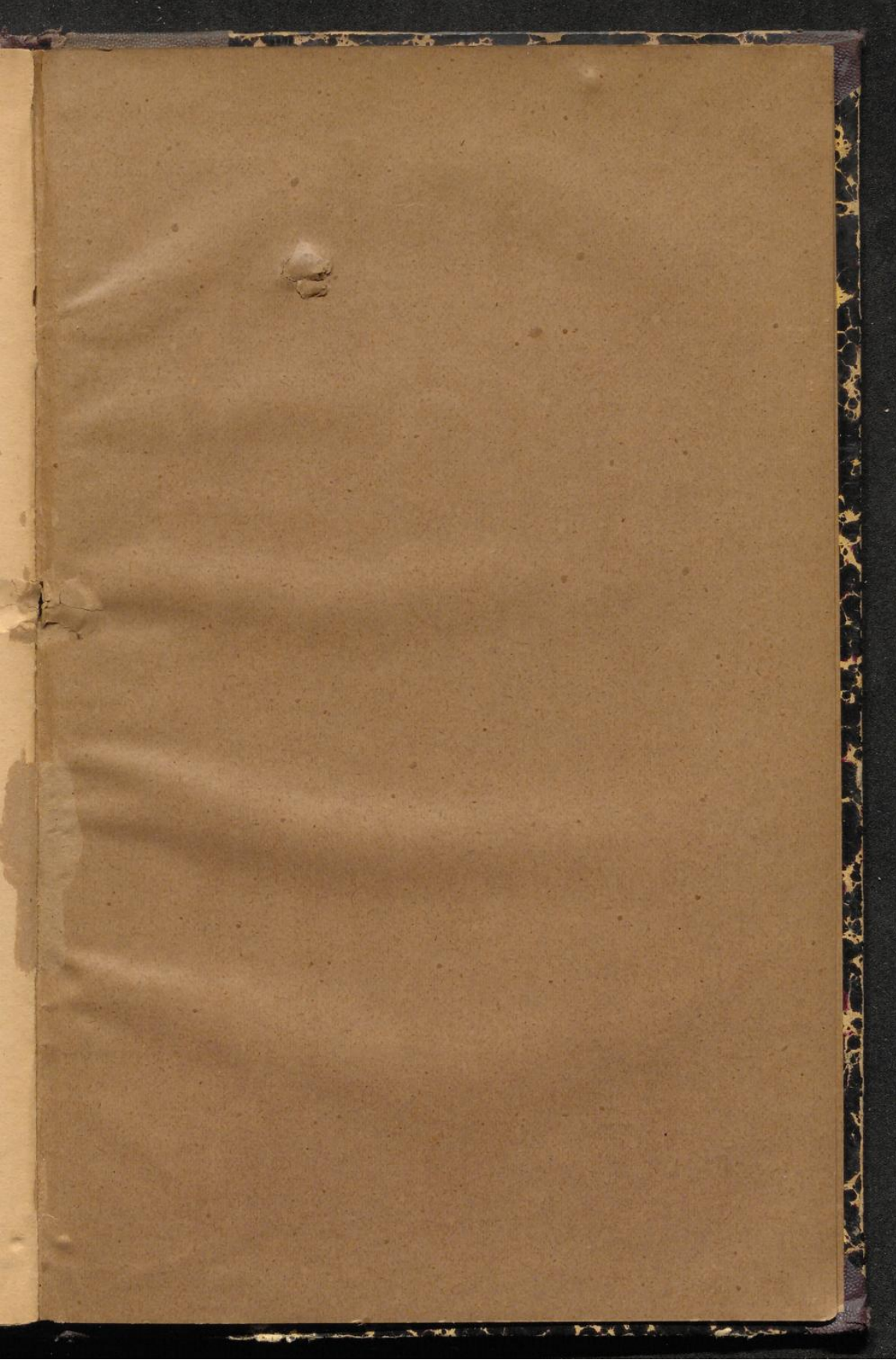
„Es ist eben erst telephoniert worden,“ sagt der Arzt.

Einer aus der Menge: „Vor drei Viertelstund' is der Wachmann schon zum Telephon!“ Es war derselbe, dessen Meldung der Führer nicht verstehen konnte. Der Fall wickelt sich gewöhnlich ab. Tragbahre — Rudolfs-spital — Uebergabe — Rückfahrt. Eine halbe Stunde nach der Ausfahrt ist der Rettungswagen wieder in der Station. Dennoch wird es Leute geben, die meinen, daß der Wagen zur Hinfahrt allein drei Viertelstunden braucht. Es ist nichts anderes schuld, als daß die Wachleute nicht telephonieren können. Gar so schwer ist das doch nicht.

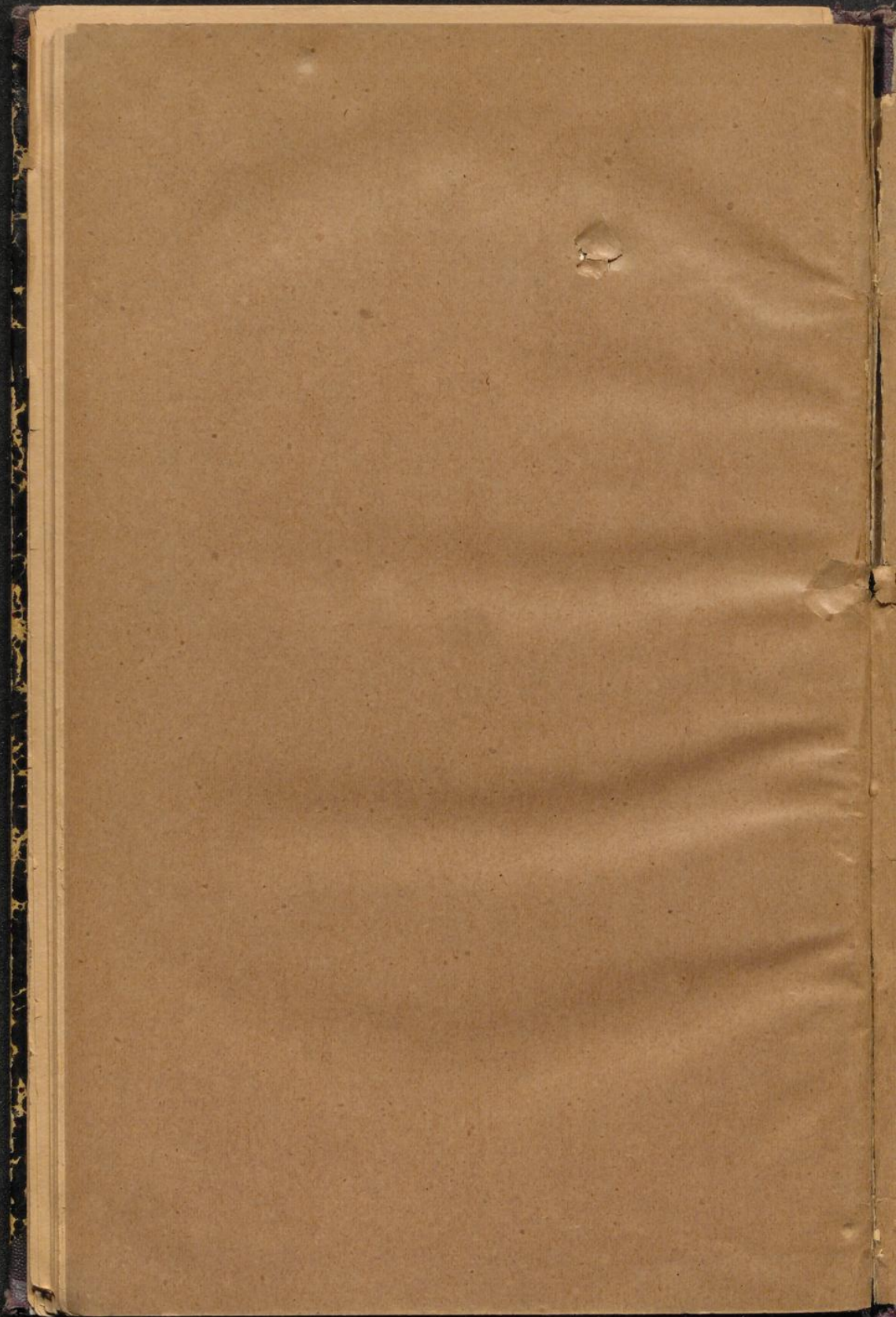
\* \* \*

So geht's fort. Jede Stunde bringt hundert neue Erfahrungen. Man müßte Bände schreiben, wollte man alles schreiben, was man sieht, hört, was man erfährt und miterlebt. Wer erfahren will, wie das Volk lebt, siecht und stirbt, wer die Leiden der Proletarier intim studieren will, der studiere die Erfahrungen der Rettungsgesellschaft, denn mit Proletariern in erster Linie hat diese Institution zu tun. Er wird Dinge erfahren, die er sich sonst nicht erträumt, an deren Wahrheit er zweifelte, läse er sie.















WIENBIBLIOTHEK



+QWB6640904